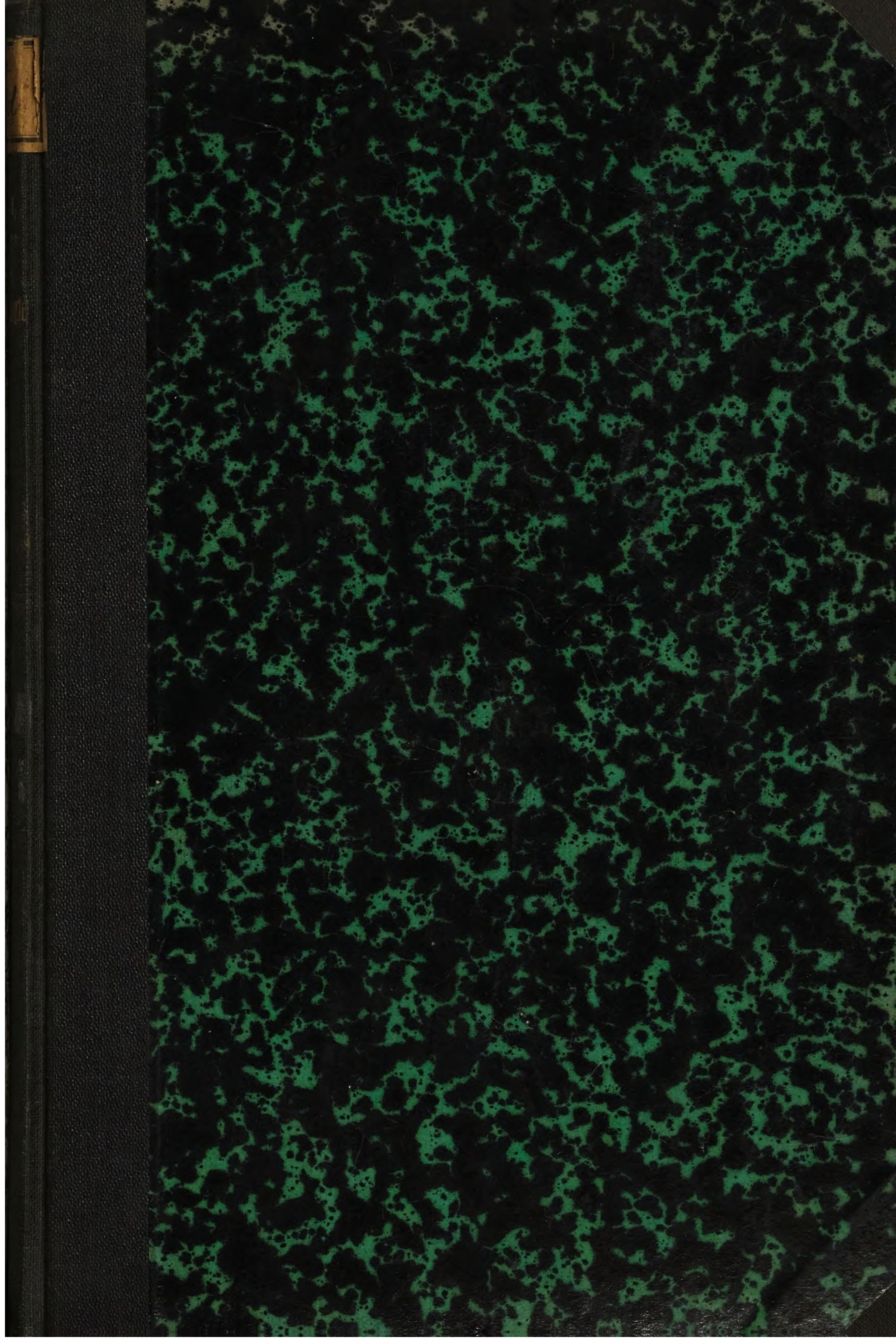




L. gr.
177 d

Kuhl

L. gr. 177^a 8^o

BEITRÄGE
ZUR
GRIECHISCHEN ETYMOLOGIE.

I. $\Delta\bar{\iota}\alpha$ BEI HOMER.

VON
JOSEPH KUHL.

LEIPZIG
G. FREYTAG.

1885.

PRAG
F. TEMPSKY.

4889

BEITRÄGE
ZUR
GRIECHISCHEN ETYMOLOGIE.

I. *ΔΙΑ* BEI HOMER.

VON
JOSEPH KUHL.

LEIPZIG
G. FREYTAG.

1885.

PRAG
F. TEMPSKY.

BELTRAGE

208

GRIECHISCHEN ETYMOLOGIE



JOSEPH KÜHL

PRAG
F. J. J. J. J.

1882

1. J. J. J. J.

Vorwort.

Die Arbeit, deren ersten Teil ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, geht aus von der Behandlung zweier Fragen der homerischen Metrik, die bis jetzt eine genügende Beantwortung nicht gefunden haben: *διὰ* und *ἐπεὶ*; indem sie die Etymologie dieser beiden Partikeln festzustellen sucht, erweitert sie sich zu einer Prüfung der grundlegenden Fragen der griechischen Etymologie überhaupt. Zur Grundlage sind genommen die »Grundzüge der griechischen Etymologie« von Georg Curtius (4. Auflage, Leipzig 1873), weil dieses Buch alles Notwendige enthält und in jedermanns Händen ist. Daneben habe ich alle Hilfsmittel, die mir zugänglich waren, sorgfältig benutzt. Ich kann nicht sagen, dass das alle waren, die ich hätte benutzen können; aber der Ausfall wird nicht soviel zu bedeuten haben, dass man mich deshalb zu den »Originalen« Goethe's, d. h. zu den »Narren auf eigne Hand« zählen wird. Eher fürchte ich, dass das eine oder andere, was ich als neue Entdeckung bringe, schon vor mir ein anderer gedacht und vielleicht besser gedacht hat, hoffe aber, dass in dem Falle ein »Palatalstreit« nicht entstehen wird. Meine Anschauungen sind lediglich vom Boden des Griechischen aus gewonnen und wollen in dieser Beschränkung auch beurteilt sein; meine Arbeit hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie zur Aufhellung der schwierigsten Probleme der griechischen Etymologie ihr Scherflein beizutragen im stande ist.

Jülich, im Mai 1885.

KUHL.

Berichtigungen:

- S. 3 Z. 20 v. o. l.: auch sonst-.
- S. 6 Z. 9 v. o. l.: *ape*.
- S. 22 Z. 25 v. o. l.: *c* = *k'*.
- S. 26 Z. 2 v. u. l.: *ab* neben *â* aus **ave*.
- S. 33 Z. 1 v. o. l.: *-jans* (d. j. zunächst *-jas* s. u.)
- S. 35 Z. 11 v. u. l.: *pank'a*-.
- S. 58 Z. 2 v. u. l.: die Zählung der Fälle-.
- S. 5 Z. 20 v. o. l. im Plural *δουλόφουμεν*, im-.
- S. 76 Z. 8 v. u. l.: verkürzt, so sicher wie *ἐν* aus *ἐνί* (s. u. II).
- S. 94 Z. 8 v. o. l.: Ebenso in unserer Sprache: got. *giba* etc. von *gibis*, *gibith*, während im Hochd. das *i* des Stammes sich auf die 2. u. 3. Sing. beschränkt.
- S. 113 Z. 14 v. u. l.: Aus dem alten *φαργ-* konnte nur ein *o* (vgl. *ὄργανον*) hervorgehen, das *ε* nur aus der Verschiebung *jaργ-* (vgl. S. 61 Augment *εἰργ-*); *φέργον* enthält also eine Vocalübertragung (wie unser *Werk* gegen got. *ga-vaúr-k-jan* *würken*).

Bei den Berichtigungen ist übersehen:

S. 101 u. Grundf. $da k^v a$ erklärt nur die Stammform dok , also ahd. $-zog$, $-zug$ zu einem vorauszusetzenden got. $*taúhun$ (Brechung für $*tuhun$) — neben $-zig$ zu got. $taíhun$ (Brechung für $*tihun$, $ti-$ durch Epenthese aus $da k^j a$). Aber $da k^v a$ erklärt nicht zugleich $-hun$, welches mit griech. $-χοντα$ zusammensteht. Dafür in II die Erklärung.

S. 29 o. Die Parenthese betr. die Personal-Endung $-αντι$ ist zu streichen und dafür die Präposition $ἀντί$ einzusetzen (über beides u. II).

S. 19 Z. 1 v. o. So stellt in der That das $τέσσαρες$ der Inschrift aus Karpathos (s. Ascoli) die Vorstufe zu $τέσσαρες$ dar, wie das tzakonische $τσίς$ (s. Schmidt) die Vorstufe zu dem kyprischen $σίς$. Das kretische $τρέ$, welches Curtius G. E. 80 mit Ahrens für $τρέ$ nimmt, dürfte für $*τσέ$ stehen und dies = $σέ$.

Jeder Beitrag zur griechischen Etymologie baut sich am sichersten auf der Sprache Homers auf, der uralten Fundgrube für die Erkenntnis der griechischen Wortgestalten. So werden die vorliegenden Untersuchungen ihren Ausgangspunkt nehmen von dem homerischen Gebrauch der beiden Partikeln *διά* und *ἐπεὶ* mit langer Paenultima an der Spitze des Verses:

Il. 3, 357 *διὰ μὲν Ἀσπίδος ἦλθε φαινήσ ὄβριμον ἔγχος,*
 Od. 4, 13 *ἐπεὶ δὲ τὸ πρῶτον ἐγείνατο παῖδ' ἐρατεινήν.*

Das flüchtige Wörtchen *διά*, das bei Aristophanes sogar zur Einsilbigkeit hinabsinkt und in den homerischen Vorsilben *ζα-* (*ζάθεος* etc.) und *δα-* (*δαφινόος* etc.) geradezu einsilbig ist, mit langer, starkbetonter Paenultima, der Hauptton, an der Spitze des Verses, auf einer Silbe, die nach attischem Gesetz überhaupt keinen Ton verträgt, und die in *ζα-* und *δα-* gar nicht mehr vorhanden ist! Dazu hat *διὰ* nicht einmal die Entschuldigung, die *ἐπεὶ* für sich geltend machen kann: die erste Silbe ist nicht einmal durch einen Consonanten geschlossen.

Man weiss für solche Verse — die Alten nennen sie einfach *ἀκέφαλοι* — keinen andern Entschuldigungsgrund, als die *prima arsis*. G. Hermann (*elementa doctrinae metricae* S. 60) spricht von einer „*vocis intensio*“ in der *prima arsis*; *maior metri libertas, quae antiquissimis fuit, tales ne ab accentu quidem notatas syllabas in versus initio vocis et numeri modulatione quadam suffultas pro longis inferre concessit*, sagt Spitzner (*de versu heroico* S. 78), und nach ihm die Neueren bis auf v. Hartel herab, der (*homerische Studien* I² S. 122) von dem „Recht der ersten Arsis“ spricht, „in welcher bisweilen Silben stehen, die für keine der anderen Arsen hinreichend schwer wären“ (darunter werden denn auch unsere Fälle *διὰ* und *ἐπεὶ* aufgeführt). Das hat für die Fälle, wo

das an die Spitze gestellte Wort wirklich den stärkeren Ton hat (*φιλε κασίγνητε, ἴομεν* etc.) einen Sinn. Und dazu könnte dann auch *διὰ μὲν ἀσπίδος* gehören, wenn man den Sinn richtig fasst: durch ging die L. durch den Schild. Aber wo der Sinn eine stärkere Betonung nicht an die Hand giebt, wie in *ἔπει* (vergl. *ἐπίτονος* Od. 12, 423), da hat diese Erklärung keine genügende Unterlage, zumal wenn wir sehen, wie auch mitten im Verse solche sog. Verlängerungen auftreten und zwar in Fällen, wo von einem besonderen Ton oder Nachdruck nicht die Rede sein kann: Od. 2, 195 *μητέρ' ἔην ἐς πατρὸς ἀνωγέτω ἀπο νέεσθαι*. „Man vermied eine Abfolge kurzer Silben“, meint hier Hartel. Das mag für Fälle wie *ἄθάνατος, πᾶνάπαλος* gelten (vergl. *ἡγάθεος, ἡνεμόεις* etc.). Aber bei den Präpositionen (*ἀπο-, ἐπι-*) konnte ja der Dichter, wie er es sonst thut, durch die Tmesis oder Anastrophe ausweichen. Und dann fragt man: warum sind es nur diese beiden Präpositionen *ἐπι* und *ἀπό*, warum nicht auch einmal *ἄνα-, πᾶρα-, κατὰπεσεῖν*, wie *ἀποπέσῃσι, ἀπονέοντο* etc.? Wir werden uns also nach einem anderen Grunde umsehen müssen.

Was hat man nicht alles mit den zwei Worten „metri causa“ zu erklären gewusst! Es lässt sich eben alles damit erklären. Aber seitdem die vergleichende Sprachforschung mit Erfolg bemüht ist, die Urgestalt der Wörter zu ermitteln, ist der Wert dieses Universalmittels sehr fraglich geworden. Wir wissen jetzt, dass die zwei Spiranten *ν* (*ɛ*) und *ι*, die einst auch in dem griechischen Lautvorrat vorhanden waren und eine bedeutende Rolle spielten in den Lautcomplexen der griechischen Sprache, mit der Zeit allmählich geschwunden sind in der Sprache und demzufolge auch in der Schrift. So haben zahlreiche Wörter der griechischen Sprache — und dies gilt für alle Sprachen — heute eine ganz andere Gestalt, als sie ursprünglich hatten. Die tägliche Umgangssprache verkürzt der Bequemlichkeit halber die Wortgestalten und zieht sie zusammen, soweit sie verständlich bleiben. Die Erleichterung der Aussprache ist das treibende Princip in der Umgestaltung der Sprachformen.

So schrumpfen die Wortgestalten zusammen in Sprache und Schrift, und darum sind uns so manche kurze Silben, die im Homer in der Arsis erscheinen, für den ersten Blick

unbegreiflich; es sind eben nicht mehr die homerischen Wörter, die wir vor uns haben, sondern die verflüchtigten Wörter der späteren Sprache; setzen wir die im Laufe der Zeit geschwundenen Laute wieder ein, so haben wir die verdickte, gekräftigte Silbe, die den Ictus vertrug und selbst nach den strengerer Gesetzen der späteren Zeit in der Arsis stehen konnte. Lesen wir Il. 5,371 *θυγατέρα ἦν*, so beleidigt für den ersten Blick sowohl der Hiatus, als das kurze α in der Arsis unser metrisches Gefühl; jedes Bedenken schwindet, wenn wir durch Vergleichung der verwandten Sprachen erfahren, dass das Possessivpronomen einen verdickten Anlaut hatte ($\text{f} = hv = sv$ s. u.); der Zeuge für die Gesetzmässigkeit des in Rede stehenden Falles ist in Sprache und Schrift geschwunden, die Sprachvergleichung hat erst sein einstiges Vorhandensein ans Tageslicht gebracht.

Aber nicht überall sind in der homerischen Schrift diese Zeugen geschwunden. Wir treffen vielfach Consonanten-Verdoppelungen wie *ὅττι*, *ὄσσοις* etc., für die man vorerst keine andere Erklärung als das metrische Bedürfnis wusste. Aber dieselben Verdoppelungen treten auch in den Dialekten auf (Ahrens, *de Graecae linguae dialectis* I S. 68 und 127, II S. 99). Es ist von Hause aus nicht der einfache t - und s -Laut, mit dem wir es hier zu thun haben, es war vielmehr ursprünglich ein verdickter Laut, dem ein schmarotzender Laut anhaftete tz , welcher letztere später, als sich der Laut klärte, geschwunden ist. Aus *ὄττι* wurde zunächst, indem der Schmarotzer Consistenz gewann und sich dem τ assimilierte *ὅττι* (wie *πράττω*, *τέτταρες* s. u.). Ebenso wurde aus *ὄττοις* zunächst *ὄσσοις* (wie wiederum *πράσσω*, *τέσσαρες*), der Schmarotzer erweichte das t zu s und hinterlässt in der Verdoppelung des σ die Spur seines einstigen Daseins. Also sind *ὅττι* und *ὄσσοις* die älteren Formen; sie wichen bei den vielgebrauchten Wörtern den erleichterten Formen *ὅτι*, *ὄσοις*. Und die homerische Sprache hat beides, den älteren und jüngeren Bestand neben einander — wie sie auch den fertigen Artikel neben dem alten Demonstrativpronomen und die abgeschwächte attische Präposition neben der vollwertigen adverbialen Partikel hat; sie macht Gebrauch von dem einen wie von dem anderen, wie und wo es ihr gutdünkt. Es ist eben der Prozess des Werdens, in den wir mitten hineingestellt werden.

Es ergibt sich also sofort: *διὰ*, wie wir es jetzt lesen, kann nicht die Urgestalt des Wortes sein; es muss ein die Silbe schliessender und das Wort füllender consonantischer Laut ausgefallen sein. Und der ist kein anderer als *j*, der in Sprache und Schrift geschwundene Spirant, der zu der Zeit, wo die homerischen Gedichte entstanden, noch wirksam war: das Wort muss *διῖα* gelautet haben.

Schon aus dem Verhalten der übrigen Präpositionen — es giebt keine ursprünglich einsilbige und einfache Präposition im Griechischen — dürfen wir den Schluss ziehen, dass *διὰ* eine Zusammensetzung von zwei Bestandteilen ist. Curtius (Grundzüge der griech. Etymologie ⁴ S. 39 u. 238) hält das Wort „für einen Instrumentalis von dem Stamme *dvi*“, zu dem auch das Zahlwort *δύο* gehört: *διὰ* = *dvi-ja*; *διὰ* verhält sich zu *δύο*, wie „zwischen“ zu „zwei“. Das ist im allgemeinen der jetzige Stand der Frage. Pott (Etymol. Forschungen I² S. 733) sagt: „*διὰ* drückt in Gemässheit mit seinem etymologischen Werte zuerst die Zerfallenheit in eine Zweiheit, und, weiter gefasst, in eine Mehrheit, also ein Auseinander (lat. *dis-*) aus, was aber dann naturgemäss zu einem Dazwischen (auch von zwei) und Hindurch durch etwas hin wird.“ Benfey (Griech. Wurzellexikon II S. 220) setzt ebenfalls *δι-* = *dvi* und *διὰ* = *δι* + *α*, ohne das *α* zu erklären. Dagegen kommt er in der Abhandlung „Das indogermanische Thema des Zahlwortes *zwei* ist *du* (Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1876) ebenfalls auf eine Instrumentalform *dviâ*. Fick (Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen I³ S. 111), der *dua* und *dva* als die Grundformen der Zweizahl und wie Benfey auch *δι-* = *δϝι-* setzt, bespricht *διὰ* nicht.

Hier scheint mir in der Berufung auf den Instrumentalis — der „Mit“-Casus, Endung *-ā* im Sanskrit, Whitney Indische Grammatik S. 90 — den *διὰ* darstellen soll, kein Fortschritt zu liegen. „Präpositionen sind ursprünglich Casus oder Verbalformen“, sagt Schleicher (Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen ³ S. 495), und giebt damit der herrschenden Ansicht Ausdruck, nach welcher die Präpositionen als unselbständige Flickwörter, wie sie es heute ja meist wirklich sind, von Anfang an abgesprungen sein sollen bei der Bildung der bedeutsameren Redeteile,

etwa wie die Flickklappen, die beim Zuschnitt eines Kleides bei Seite fallen. Da hat uns gerade der alte Homer gelehrt, diese unscheinbaren Wörtchen für etwas Besseres zu halten. Es wird sich im Fortgang unserer Untersuchung ergeben, dass sie genau aus denselben Elementen gebaut sind, wie die Pronomina, also diesen ältesten Bestandteilen unserer Rede völlig gleichberechtigt zur Seite stehen. Die Entstehung der genuinen Präpositionen führt uns in die Zeit zurück, wo die Wurzel, wie heute noch im Tschinesischen, eben alles war, Nomen, Verbum und Partikel, und wo das spätere Suffix ebenfalls noch eine Wurzel war, aus der oder mit Hilfe deren auch die nominalen Formen zu Stande kamen. Es wird sich ergeben, dass von diesen Partikeln aus mehr Licht auf die Casussuffixe fällt als umgekehrt, und dass die Ansicht Scherer's (Zur Geschichte der deutschen Sprache ² S. 454), der die Casussuffixe für „Präpositionen in Wurzelgestalt“ erklärt, nicht ohne Berechtigung ist. „Wenn wir, sagt Scherer, eine älteste Sprachperiode voraussetzen, wie wir müssen, in welcher als Wörter nur Wurzeln fungierten, wie sollte, wie konnte daraus denn Flexion anders entstehen, als durch Verbindung von Sachwurzeln mit Wurzeln, welche die Beziehungen der Sachen untereinander ausdrücken? Und in der That wird dies so allgemein zugestanden, dass ich für die Mehrzahl der Sprachgelehrten kaum eine Theorie zu widerlegen brauche, in welcher durch verborgene sonderbare Processe die Flexionssuffixe wie Baumharz von den Wortstämmen gleichsam ausgeschwitzt werden: organisches Wachstum nannte man es ehemals.“ (Vgl. Delbrück, Einleitung in das Sprachstudium S. 5.)

Wenn also derselbe Scherer (453) der herrschenden Anschauung zu liebe sagt, dass „Präpositionen, wie Pronomina und überhaupt alle Redeteile meist Flexion angenommen haben“, so kann dies doch nur den Sinn haben, dass wo die Endungen eine Uebereinstimmung zeigen, die Annahme berechtigt erscheint, dass eine Uebereinstimmung irgendwelcher Art in dem Suffixe stattfindet. Wir sehen neben *παρά* stehen *περί* und *πρό* (aus *πορό*); ebenso neben *ἀνά ἐνί* (*ἐν*); und *ἀπό*, *ἐπί* stehen in dem gleichen Verwandschaftsverhältnis. Hier haben offenbar die Formen mit schliessendem *-ι* *περί*, *ἐνί*, *ἐπί* (auch *ἐξ* aus *ἐχι-ς* s. u.) eine casuale Färbung, und das konnte dazu verleiten, sie für Locative zu erklären, da das Zeichen des

Locativs eben das schliessende *-z* ist. Aber werden sie dadurch wirklich zum Casus, wenn nachgewiesen wird, wie sich bei ihnen dasselbe Suffix (ursprünglich *-jz* s. u. II) geltend macht, mit welchem beim Nomen der Locativ gebildet wird? Corssen (Aussprache, Vokalismus und Betonung der lat. Sprache I S. 335) giebt *apud* wegen des schliessenden *-d*, welches auch Ablativsuffix ist, für den „Ablativ eines Verbalsubstantivs *apo-* vom Verbum *apere*“ aus [in der neuen Auflage I² 197 tritt er der ebenso unhaltbaren Erklärung Pott's *api* + *ad* bei s. u. II]; aber *apud* wird durch das *d* so wenig zum Ablativ, wie *ἐν*, *σύν*, *cum*, *coram* oder auch *ἐνθεν*, *quidem* etc. durch das schliessende *m*, *v* zu Accusativen, oder *ex*, *abs* durch das *s* etwa gar wie *lex*, *trabs* etc. zu Nominativen. Zudem beweist in dem Dreiklang *παρά περί πρό* der Wechsel des Vocals (für den wir die Erklärung beibringen werden), dass wir es hier nicht mit einer declinierten Nominalform zu thun haben; denn diese durfte den Vocal des Stammes nicht verändern.

Darauf beschränkt sich also die „Thatsache, dass die Präpositionen Casusendungen enthalten“, worauf sich Curtius (Zur Chronologie der indogermanischen Sprachformen, in den Abhandlungen der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1870) beruft: es sind keine „Casusendungen“, sondern Endungen, die auch bei der Bildung der Casus zur Verwendung kommen. Der letzte Teil der verdienstvollen Abhandlung, der über die „Adverbialperiode“ handelt, gipfelt in dem Satze: „Diese Wörter [die Präpositionen sind gemeint] setzen als erstarrte Casusformen den lebendigen Casusgebrauch unbedingt voraus“; der Satz enthält einen Anachronismus, und der Präpositionen wegen darf man die „Adverbialperiode“ gewiss nicht als die jüngste ansetzen. Gleichwohl muss Curtius einräumen: „Eine kleine Anzahl von Partikeln kürzester Form mag möglicherweise schon bald nach der Wurzelperiode sich festgesetzt haben. Es scheint wenigstens, dass einzelne in nackten Pronominalstämmen bestehen. Partikeln wie *an* (griech. *άν-*, *άν-priv.*), *na* (lat. *ne*), *gha* (griech. *γέ*), *ka* (ssk. *kā*, gr. *τε*, lat. *que*), die sich durch ihr Vorkommen in den verschiedensten Zweigen unseres Sprachstammes als indogermanisch ausweisen, mögen dahin gehören, obwohl selbst bei einigen von ihnen sich Dehnungen (gr. *νή*) und Anfügungen

(lat. *nu-m*, gr. *νῦ-ν*) finden, die an Flexion erinnern.“ An Flexion erinnern — weiter darf man auch bei den Präpositionen nichts behaupten. „So wenig die Endungen *ma*, *tva*, *ta* [beim Verbum], sowenig zeigt das Augment *a* irgend etwas von Casusbildung,“ bemerkt Curtius an einer anderen Stelle gegen Schleicher, (Comp. 725), der das Augment für eine Casusform des Pronominalstammes *a* ausgiebt. Das hätte er auch von *παρά*, *ἀνά*, *διά* etc. sagen sollen. Für Schleicher war diese das Augment betreffende Meinung die Consequenz der Anschauungen, die er in seiner Abhandlung *Nomen und Verbum in der lautlichen Form* (Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1865) ausgesprochen hat: „Mit Ausschluss der echten Interjectionen und der Vocative, die die Form von Interjectionen angenommen haben, geht die indogermanische Sprache im Nomen und Verbum ohne Rest auf“. Wir überlassen ihm die Vertretung des kühnen Ausspruchs und glauben, dass den Interjectionen die echten Präpositionen gleichberechtigt zur Seite stehen. „Im Indogermanischen, sagt Schleicher in derselben Abhandlung, sind die Worte Nomina, welche ein Casussuffix haben, die Worte sind Verba, welche ein Personalsuffix haben.“ Also ist *πρῶτι* ein Verbum, könnte man schließen; denn es hat das Verbalsuffix *-ti* (s. u.).

Unsere Meinung ist also, dass wir eine Präposition nur da für einen „erstarrten Casus“ auszugeben berechtigt sind, wo die betreffende Nominalbildung auch durch andere Casusformen bezeugt ist, wie in dem lat. *circum* „rings“, dem das Nomen *circus* zur Seite steht, ebenso wie unserm *wegen* *Weg*, *gegen* *Gegend*, *von* *kraft*, *laut*, *anstatt*, *diesseits*, *innerhalb*, *inmitten*, *neben* (aus *ineben* d. h. in gleicher Ebene oder Linie) etc. nicht zu reden, in denen sich das Nomen noch unverseht manifestiert. Beachtenswert ist, was Grimm (Deutsche Grammatik IV S. 803) sagt, wo er von den Nominalpräpositionen spricht: „Wenn Präpositionen, gleich den übrigen Partikeln, grösstentheils isolierte, abgesprungene Casus veralteter Nomina und vorzugsweise substantivischer sind [warum nicht: wären?], so ist es klar, dass sie als solche fast nur den Genitiv zu regieren fähig sein könnten. Der Genitiv hat aber gerade bei den Präpositionen den geringsten Umfang, und die verbalen Casus, Accusativ

und Dativ, überwiegen weit. Auch daraus folgt mir ihre adverbiale Beziehung auf Verba und die dadurch bewirkte Rectionskraft. Je älter, folglich je adverbialer Präpositionen sind, desto mehr muss sich ihre Rection auf alle drei Casus erstreckt und hauptsächlich in Gemeinschaft mit Verbalbegriffen geregelt haben.“ (Vgl. auch Pott I 62 ff.) Darauf prüfe man die griechischen Präpositionen! Da ist, wenn man absieht von *πέραν, πέρα, χάριν* etc., die man, weil sie keine Zusammensetzung eingehen, nicht zu den eigentlichen Präpositionen rechnet, von einer nominalen Bildung keine Spur, und wo der Genitiv bei den echten Präpositionen erscheint, da bringt ihn das Aussageverhältnis, der Anschluss an das Verbum, nicht etwa an das Nomen, das der Präposition zu Grunde läge.

Speziell die Formen mit schliessendem *α*, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben, weisen absolut keine Spur auf, dass sie jemals einen suffixalen Zusatz hatten, der uns berechtigte, sie für Instrumentale zu erklären; waren sie dies je, so träfen wir gewiss die Spur eines *παρᾶ, ἀνᾶ* etc. im Homer. Wie sich ssk. *parā* (ab, weg) durch den langen Vocal deutlich als eine mit Suffixe versehene Form von der Grundform *para* abhebt, so griech. *παρά, διαί* etc., wir sind nicht berechtigt, *parā* wegen des Suffixes sofort für einen Instrumentalis (also für eine Nominalform), *παρά* für einen Locativ auszugeben, und noch weniger, das griech. *παρά* dem ssk. *parā* in dieser Beziehung gleichzusetzen (Curtius G. E. 269). Neben *διά, παρά* stehen *ἀνά, κατά, μετά*, für welche man doch wohl die gleichen Bedingungen wird annehmen müssen; *ἀνά* erklärt Curtius (307) für „eine Casusform des Demonstrativstammes *ana*“, ohne zu sagen, welche; *κατά* stellt er (461) mit *εἰ-τα* zusammen — warum ist *εἰ-τα* nicht auch Instrumentalis? — und *μετά* soll wieder „die Form des Instrumentalis“ haben. Wir glauben also annehmen zu dürfen, dass *παρά, ἀνά, μετά, κατά* die indifferente Wurzelgestalt zeigen und *a* der ursprüngliche Laut ist, mit dem die Sprache diese Bildungen begonnen hat, ehe noch die Scheidung der Casus beim Nomen durchgeführt war. So denn auch *διά*.

Pott sagt (Et. F. I² S. 212) sehr richtig: „Wie man in der Sprache notwendig doch einmal auf ein Einfaches und

Letztes, nicht weiter Teilbares stossen muss, so hat auch Derivation und Flexion rücksichtlich der Zerlegbarkeit ein schliessliches Ende (ohne noch weitere Vaterschaft nach aufwärts). Warum sollte nicht dieses bei einzelnen Präpositionen, wie *apa*, *api*, von (etwa das Anfangs-*a* abgerechnet), entschieden und völlig primitivem Charakter wirklich da sein? Für sie und andere ähnliche eine besondere Flexionsform aufsuchen, scheint mir ein ziemlich verlorenes Bemühen, im Fall nicht Form und Bedeutung mit einiger Sicherheit auf eine Casualbildung, wie bei Adverbien, hinweist.“ Wir acceptieren dies für *apa* (und die gleichformigen *ἀνά*, *παρά*, *κατά* etc. im Griechischen) vollständig und müssen nur für *api* (*ἐπί*, *περί* etc.) eine Einschränkung machen im Sinne dessen, was wir oben gesagt. Das „Anfangs-*a*“ aber ist der diesen Präpositionen (*ἀπό*, *ἀνά*, *ἐπί*, *ἐνί*, *ἐξ*) vorgesetzte Urvocal *a*, das älteste Demonstrativum, d. h. die älteste Raumpartikel, der erste Laut, mit welchem die Sprache begonnen hat; nehmen wir diesen weg, so bleibt die eigentliche Wurzel der Präposition, die „Präposition in Wurzelgestalt“, wie Scherer sagt, und hier ist es, wo sich die Präpositionen und die Casussuffixe berühren. Das alles gedenke ich im II. Teil ausführlich zu zeigen.

So thun wir denn besser, diese Berufung auf den Instrumentalis aufzugeben und die beiden Bestandteile, aus denen *διά* zusammengewachsen ist, direct zu erklären. Der Stamm *dvi* — wir nehmen ihn vorläufig in dieser Gestalt — hat einen verdickten Anlaut, den explosiven (d. h. durch festen Schluss und dann plötzliche Öffnung der Sprachorgane gebildeten) Anlaut *d*, dem ein schmarotzender Laut anhängt, der Spirant (d. h. ohne festen Schluss nur durch Annäherung der Sprachorgane aneinander gebildete Laut) *v*, das griechische Digamma Ϝ, im allgemeinen unserm deutschen *w* gleich. Der Schmarotzer behauptet entweder sein Dasein; so in der ältesten Sprache unserer Familie, dem Sanskrit *dva*, *dvâu* und eben jenes *dvi*-, im Gotischen *twai*, unserem *zwei*, *zwischen* — dies ist der seltenste Fall. Oder er schlägt sich in der Gestalt eines in der Aussprache nahe stehenden Vocals nieder, wie *δύο*, lat. *duo* — wonach das Benefey'sche Thema *du* (trotz vedisch *dua*) ein ὕστερον πρότερον wäre. Oder der Laut klärt sich, indem der explosive Anlaut schwindet: dorisch Ϝι-κατι = lat. *viginti*, wo denn auch durch Schluss der Lippen,

Labialismus, der Spirant zur labialen Muta wird: lat. *bis* neben ssk. *dvis*, *zweimal*. Oder der Laut klärt sich, indem der Schmarotzer schwindet: $\delta\iota-\acute{\alpha}$, $\delta\acute{\iota}\varsigma$ = *bis*, lat. und got. *dis-*, *zer-* (*entzwei*). Wie sich der Vorgang erklärt, dass einmal der explosive Anlaut, das andere mal der Schmarotzer schwindet, d. h. wie an die Stelle des *dvi* sowohl *vi* als *di* treten konnte, davon unten. Endlich hat die Sprache noch ein Mittel, den unbequemen Anlaut $\delta\mathcal{F}$ sich bequemer zu gestalten: es wird ein Hilfsvocal in die Mitte geschoben, wie in dem altlateinischen *sovus* d. i. *suus* neben ssk. *svas* am besten erkennbar ist. So $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$, *der zweite*, Grundform *dva-tara-s* d. i. *dva* mit dem Comparativsuffixe *-τερο*, dessen gangbar gewordenen ϵ wohl zunächst die Vocalangleichung in der Stammsilbe herbeiführte (s. u. $\varphi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\iota\varsigma$), also $\delta\mathcal{F}\epsilon\text{-}\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$, mit Hilfsvocal $\delta\epsilon\mathcal{F}\epsilon\text{-}\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$, wo denn in folge der Zurückziehung des Accenten das ursprüngliche ϵ des Stammes unterdrückt wurde: $\delta\acute{\epsilon}\mathcal{F}\text{-}\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$ d. i. $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$. Von diesem Mittel der Lauterleichterung, durch Einschub eines Hilfsvocals, hat die Sprache, wie wir sehen werden, ebenfalls ausgiebigen Gebrauch gemacht.

Der zweite Bestandteil von $\delta\iota\acute{\alpha}$ stellt auch nicht mehr die Urgestalt dar, *-ja* hatte ursprünglich einen explosiven Anlaut kj , das *j* ist eben nur der übrig gebliebene Schmarotzer, der den Explosivlaut zernagt und zuletzt ganz überwuchert hat. Es handelt sich hier um einen embryonischen Laut der Ursprache, aus welchem durch Klärung und Teilung eine Reihe von consonantischen Lauten hervorgegangen ist: es ist k mit dem Schmarotzer (k^*), der als k^v erscheint, wenn das k tief hinten im Gaumen, als kj , wenn es mehr vorn im Gaumen gesprochen wird. Es ist im Grunde genommen also ein einheitlicher Laut, wenn auch nicht gerade einfach, so doch auch nicht zusammengesetzt, ein unklarer Gaumenlaut, der erst vermöge des Schmarotzers mit den folgenden Lauten zusammengeleitet. Der verdickte Laut hat sich in manchen Fällen erhalten (*qu* in der lateinischen und in unserer Sprache, kj in den skandinavischen Sprachen etc.); in der Mehrzahl der Sprachen aber erscheint der Laut geklärt, es bleibt entweder der reine Gaumenlaut k , in der erweichten Form als Media *g*, als Aspirata *ch*, bis zur Verflüchtigung zu h ; oder der explosive Anlaut schwindet (k^v , kj — h^v , h^j — *v*, *j*) und der Schmarotzer bildet sich zum selbständigen Laute aus, zu

den Spiranten *v* (*zw*) und *j*, wovon der erstere sodann durch Labialismus zu *p*, wo er einer ursprünglichen Tenuis, zu *b*, wo er einer Media entspricht, werden konnte. Auch konnte der explosive Anlaut den Erweichungsprocess durchmachen, ohne den Schmarotzer aufzugeben: dem altertümlichen *equus* im Lateinischen entspricht ssk. *açvas* (*ç* = weichem *ch*), dem lat. *aqua* got. *ahva* (vgl. unten ssk. *hjas* *gestern*).

Die Labialisierung *v* zu *b* setzt zunächst das völlige Aufgeben des explosiven Anlautes voraus: *kv*, *hv*, *v*, sodann die spirantische Articulation des *v* durch die Annäherung der Unterlippe an die Zähne (wie bei unserem *zw*, wovon unten III); von da ist nur ein kleiner Schritt zum Schluss der Lippen (zum *b*), der sich in allen Sprachen gelegentlich vollzogen hat und noch vollzieht. Bei dem Spiranten *v* findet also die Berührung mit *b* und das eigentliche Übergleiten statt; ihm folgt das rückläufige Wiederanwachsen zu *p*, das dem aus *kv* geläuterten *k* gegenübersteht. Wir werden noch davon zu reden haben, wie scharf ausgeprägt von vornherein der Unterschied zwischen Tenuis und Media war; man behielt ihn im Bewusstsein, auch als der Lippenlaut aus dem Spiranten hervorging. So steht *b* neben *g* und *d* (wie der *d*-Laut dazu kommt, davon sogleich), lat. *bis* neben griech. *δίς*, ssk. *dvis*, *p* neben *k* und *t*, *pis* in den italischen Dialekten (= lat. *quis*) neben griech. *τίς*, ssk. *kas*; neben lat. *aqua* schon im Sanskr. *ap*, welches auch im Lateinischen nicht vergessen ist (*amnis* = *apnis* s. u.) und im Walachischen wieder auftaucht; so im Griechischen *πῶς*, *πόσος* etc. neben jonisch *κῶς*, *κόσος* etc., wo das Lateinische (*quantus* etc.) den ursprünglichen Laut *kv* hat. Man darf also mit Corssen (I S. 39) sagen: „*qu* ist der Durchgangspunkt von *k* zu *p*“; nur darf man nicht *k* zum Ausgangspunkt nehmen, sondern *kv*, von dem aus man zu *k* und *p* gelangt. Ohne diese Vermittelung bliebe allerdings *p* für *k* ein „gewaltsamer Sprung, für den sich erklärende Mittelglieder und Uebergangsstufen nicht nachweisen liessen“ (Sievers Lautphysiologie S. 127); ich denke, man kann wenigstens nachweisen, wie es zum Sprung geworden ist, indem man eine Übertragung des lautphysiologisch zu vermittelnden *b* für *v* von der Media zurück auf die Tenuis darin erkennt.

Ja es tritt vereinzelt der bemerkenswerte Fall ein, dass

das aus *kv* gewordene *p* im Inlaut verdoppelt wird: ἵππος = *equus*, hom. ὀππῶς etc. Hier wirkte das Gefühl, dass *kv* kein einfacher, sondern eigentlich ein Doppellaut war, wie ja das Sansk. in *açvas* geradezu die Zerlegung vorgenommen hat. Und wie sodann dieses Gefühl sich in dem dialektisch bezeugten ἴκκος (genau wie in jenen ὅττι, ὅσσοι etc.) durch die Verdoppelung des *κ* geltend machte, so in ἵππος durch die Verdoppelung des *π*. Die im Sansk. angebahnte Zerlegung *cv* ist im Zend sogar in *çp* ausgelaufen; das uralte Wort ist auch in dieser Beziehung über die Regel hinausgegangen, ich glaube aber nicht, dass wir deshalb berechtigt sind, Grdf. *ak-va* zu trennen und *va* als Suffix zu nehmen (Fick, die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas S. 23); das musste doch wohl lat. *ecuus* geben (wie *arduus* etc). Das *πϝ*, welches Curtius (G. Et. S. 448) in diesen Fällen in die Mitte schiebt zwischen *kv* und *p* (vgl. Corssen I² S. 70 *qu-^hp̣-p̣*), enthält ebenso wie das *kp*, mit welchem andere von *k* zu *p* gelangen wollen, eine lautliche Unmöglichkeit. Ebenso Ascoli, Vorlesungen über die vergl. Lautlehre des Sanskrit, Griechischen und Lateinischen S. 54: *kv-kb-kp-p̣-p̣*. (Vgl. derselbe, Kritische Studien zur Sprachwissenschaft S. 200). Unser *pf* (*Pferd*) ist nicht mit einem griechischen *πϝ*, welches nicht existiert, zu vergleichen, sondern wohl mit *πφ* (Σαμφῶ). Das Tzakonische, ein Dialekt des Neugriechischen im Peloponnes, hat die Verdoppelung *ππ* (wie *κκ*, *ττ* s. u.) sogar im Anlaut, wo es ursprünglichem *kv* gegenübersteht: *ππῆ*, *πποῦ* etc. vom Pronominalstamm *πο-* = lat. *quo-* (Schmidt in Curtius' Studien zur griech. und lat. Grammatik III S. 353).

Nun tritt dazu, auf uralter Vermengung beruhend, der *t*-Laut neben den *k*-Laut. „Gehen wir von den Gutturalen aus, sagt Sievers S. 59, so ist der äusserste Laut dieser Reihe nach rückwärts zu ein tiefes *k*, das durch Berührung des hinteren Zungenrückens mit dem hinteren Gaumenbogen gebildet wird. Es ist nun ohne weiteres klar, dass man von hier aus nach vorn fortschreitend nach einander jeden Teil der Zunge mit einem entsprechend gelegenen Teile des Gaumens in Berührung bringen, dass man die Berührungsstelle ganz allmählich und unmerklich von hinten nach vorn verschieben kann. Jeder der verschiedenen Berührungsstellen muss aber natürlich wiederum ein eigener Laut entsprechen. Unsere Ausdrücke

Gutturale, Palatale, Dentale etc. weisen also ebensowenig wie die Vocalzeichen *a, i, u* (s. u. III) auf eine absolut feststehende Articulation oder einen unveränderlich fixierten Sprachlaut, sondern auch sie bezeichnen nur ganze Lautkategorien etc., sodass man als streng geschieden eigentlich nur die Lippenlaute und „Zungengaukenlaute“ betrachten kann. In der Mitte zwischen den Gutturalen und Dentalen liegt das indifferente Gebiet, auf welchem der Gaumenlaut in den Zungenlaut übergleitet; es bedurfte einer festeren Articulation, als sie die Ursprache der werdenden Menschheit haben konnte, um die beiden Regionen auseinander zu halten. Diese Aufgabe haben manche Sprachen der niederen Menschenrassen bis heute nicht gelöst. Der Zufall wollte, erzählt Max Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache II S. 84), dass eines der ersten europäischen Wörter, welches die Bewohner der Gesellschaftsinseln nachsprechen lernen mussten, eine Unmöglichkeit für sie enthielt: es war der Name des Entdeckers *Cook*, den sie so aussprachen, dass man *Tut* darin hörte. Die Sprachen der niederen Rassen helfen uns einen Lautübergang erklären, dessen Spur wir auch in unseren Sprachen auf Schritt und Tritt begegnen. Bopp spricht bei den betreffenden Erscheinungen, die wir (nach Curtius) mit dem Namen Dentalismus zusammenfassen, immer nur von „Entartung“ des *k* zu *t*, ein Ausdruck mit dem man sich über alle unerklärlichen Vorgänge kurzer Hand hinwegsetzen kann.

So steht neben den Urlauten *k^v, ki* von vornherein *t_j* mit den entsprechenden Variationen, wie wir sie oben bei der Etymologie von *διώ* zum teil besprochen haben. Dem *k, g* stehen *t, d* gegenüber und wie der Gaumenlaut zu *ch, h* erweicht wird, so wird aus *t_j, t_v*, wo nicht geklärtes *t* (z. B. *τις* aus *tjas*, im Inlaut auch *tt* z. B. hom. *ὄττι*) zum Vorschein kommt, *σ*, im Inlaut *σσ*: *σύν* aus (*tv*) = lat. *cum*, hom. *ὄσσοις, τέσσαρες* neben *τέτταρες* etc. Dem *s, ss* aus *t_j* steht als mediale Entsprechung *z* aus *d_j* gegenüber; es ist dies der weitreichende Zetacismus (*φράζω* aus *φράδ-jω*). Hier entsteht also der Laut *z* durch Assibilierung des *d_j*, d. h. der Schmarotzer äussert in der Aussprache seine Wirkung, indem er dem *d* ein weiches *s* zufügt, *ζ = ds*. In derselben Weise muss *σσ* aus *tj* entstanden sein d. h. zunächst aus *ts*, dann durch Assimilation *σσ* — wie in der deutschen Lautver-

schiebung aus *t* sowohl *z* (welches aber hier ein hartes *z* = *ts* ist), als *sz* d. h. der scharfe *s*-Laut wird (got. *salt-Salz*, *fotus-Fuss*). Hier deutet sich der Spalt zwischen unserm *z* und dem *z* der romanischen Sprachen an: jenes entspricht griech. *σσ*, dieses griech. *ζ*, aus dem sich ebenso folgerichtig das weiche *s* entwickeln musste, wie sich aus *ts*, d. i. *tj* das scharfe *σ* (*σσ*) entwickelt hatte. Nun konnte aber auch die Explosiva sich in ihrer ursprünglichen Gestalt behaupten, der Schmarotzer sich verhärten und dann durch Assimilation *ττ* zum Vorschein kommen aus *tj* (*τέτταρες*, *πράττω*), wie *δδ* in den Dialekten aus *dj* (böotisch *ῥέδδω* = *ῥέζω*, lakonisch *παίδδω* = *παίζω*). Es ist dieses *ττ* kein anderes als was wir in *ὅττι* getroffen haben, und es steht auf gleicher Linie mit dem verdoppelten *π* in *ἵππος*, neben welchem die Dialekte *ἵκκος* haben, und dem hom. *ὄππως* etc. Auch dorisch *ὄκκα* für *ὄ-κα* d. i. *ὄτε* kann hier genannt werden, ebenso die homerische Verdoppelung in *ἔδδαισε*, *ἄδδεής* etc. (s. u.), und vor allem böot. *ὀπόττα*, also ein **πόττος* neben hom. *πόσσοις* (aus *πο-tjos*) = *πόσος*. Die beste Analogie aber werden wir kennen lernen in den Anlauten *κτ*, *πτ* (*κτῆμα*, *πόλις* etc.), die in derselben Weise durch Verhärtung des Schmarotzers, aber verbunden mit dem Umspringen der Laute (*tj*, *tv*—*jt*, *vt*—*κτ*, *πτ*) entstanden sind. In betreff des *τέτταρες* bemerke ich noch, dass ich die Berechtigung, das Wort trotz der Übereinstimmung der verwandten Sprachen in dem *tv* (Grundf. *kvatvara*) über *τετjαρες* zu leiten, in der Beschaffenheit des Vowels erkenne: wo *tv* zu Grunde liegt, da zeigt der Vocal die entsprechende Färbung: hom. *πίσσυρες*, dorisch *τέτορες*. Übrigens wäre dies das einzige Beispiel für *ττ* = *τϕ* im Griechischen (s. u., auch wegen der Vertauschung der Schmarotzer).

So steht *ττ* im Inlaut neben *σσ*, und im kretischen Dialekt findet es sich sogar im Anlaut: *Ττῆνα* neben *Δῆνα*, Accus. von *Ζεύς* (Curtius G. E. S. 606; auch tzaionisch *ττοῦμα* = *στόμα*). „Es ward dort wohl hinter dem *δ* [vielmehr *τ*] noch ein Laut gehört, der aus Jod entstanden war“, meint Curtius; warum nicht gleich *tj* neben dem gewöhnlichen *dj* (= *ζ*, *Ζεύς*)? Dann haben wir nur anzuerkennen, dass sich hier die alte Tenuis neben der Media behauptet hat — beiläufig gesagt, der einzige Weg, auf dem man lat. *deus* neben griech. *θεός* zu

setzen vermag. Die fortschreitende Entwicklung musste das geschmeidige σ in immer breiterem Masse vor einem j (z), an die Stelle des härteren τ bringen ($\lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\upsilon\sigma\iota$ gegen dorisch $\lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\nu\tau\iota$), wie ζ an die Stelle von δ ; man könnte die erstere Erscheinung Sigmatismus nennen, wie man die letztere Zetacismus nennt. Wie dem hom. $\pi\rho\omicron\tau\acute{\iota}$ gegenüber $\pi\rho\acute{o}\varsigma$ als das jüngere bezeichnet werden muss, so ist $\tau\acute{\epsilon}\sigma\sigma\alpha\rho\epsilon\varsigma$, $\pi\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$ das jüngere, $\tau\acute{\epsilon}\tau\tau\alpha\rho\epsilon\varsigma$, $\pi\rho\acute{\alpha}\tau\tau\omega$ das ältere, so gewiss wie das hochdeutsche z und sz jünger ist, als das niederdeutsche bzw. gotische z . Dem steht nur scheinbar entgegen, dass $\tau\tau$, das im böotischen und thessalischen Dialekt zu Hause war bis zuletzt, im jüngeren Atticismus hervorbricht, während die älteren attischen Schriftsteller, die Tragiker und Thukydides, das jonische $\sigma\sigma$ vorziehen. Man darf daraus den Schluss ziehen, dass auch im Attika, wenigstens in der Sprache des Volkes, $\tau\tau$ zu keiner Zeit unbekannt war, wie dies die Inschriften bestätigen, wenn man diesen auch kein hohes Alter beimisst. Die Dichter entfernen sich, wie immer, von der Volkssprache, und ihnen folgt Thukydides, während Aristophanes, der Komödiendichter, aus naheliegenderm Grunde das volkstümliche $\tau\tau$ vorzieht. Wir haben es also mit einem der Fälle zu thun, deren wir noch mehr zu erwähnen haben werden, wo die Sprache, man möchte sagen in capriciöser Weise, das Uralte wieder hervorlangt und mit Vorliebe cultiviert. Ähnlich verhält es sich mit dem Augment. Homer zeigt den Übergang, d. h. er hat es und hat es auch nicht. Nun hätte man folgerichtig erwarten sollen, dass die spätere Sprache es ganz aufgegeben hätte, wie dies die meisten anderen Sprachen gethan haben. Aber umgekehrt: es tritt in dem Gemeingriechischen wieder fest hervor. Das post hoc kann also, wie sonst kein propter hoc, so hier kein ex hoc sein, d. h. man hätte nicht behaupten sollen, dass $\tau\tau$ aus $\sigma\sigma$ entstanden sei.

Damit kommen wir auf den streitbaren Verfechter dieser Ansicht, Ascoli (Krit. Stud. S. 348 ff). Curtius (G. E. S. 654) setzt $\tau\sigma$ in die Mitte zwischen $\sigma\sigma$ und $\tau\tau$, und will von da durch regressive Assimilation zu $\sigma\sigma$, durch progressive zu $\tau\tau$ gelangen. Hier legt Ascoli mit Fug die Lanze ein: von $\tau\sigma$ war nur noch zu $\sigma\sigma$ zu gelangen, $\tau\sigma$ ist, wie Curtius selbst richtig sagt, die Vorstufe zu $\sigma\sigma$, wie sie z. B. walachisch *ghiatze* = lat. *glacies* darstellt; französ. *glace* zeigt den

letzten Schritt, nämlich *ss*. Soweit sind wir mit Ascoli einverstanden. Aber wenn er (S. 360) sagt: „Wer ohne weiteres annehmen wollte, dass *ττ* durch blosse Assimilation aus blossem *τj* entstände, der würde gerade das Gegenteil dessen behaupten, was die griechische Analogie verlangt; denn abgesehen davon, dass die griechische Lautlehre kein anderes Beispiel für die Assimilation dieser Art bietet, so müssten wir, unter Voraussetzung eines ursprünglichen *-τjο*, ein attisches *-σσο* und ein dorisches *-ττο* erwarten, statt dass wir nun in der That das umgekehrte Verhältnis vorfinden“, so müssen wir ihm zunächst, um von hom. *ἐδδελσε* etc., wo er gewiss nicht an ein vorausliegendes **ἐζελσε* denkt, zu schweigen, *ὅττι* entgegenhalten. Wie will er das Wort erklären? Es kommt fast einem Zufall gleich, dass uns dieses absolut unanfechtbare Zeugnis erhalten ist; denn wäre das uralte *τίς* aus *tja-s*) dem Sigmatismus verfallen (vgl. kyprisch *σι' = τι'*, megarisch *σα' = τι(ν)α*), so läsen wir *ὅσσι* im Homer, wie *ὅσσοις*. Aber auch dann noch würde der Umstand (auf den Ascoli Gewicht legt), dass auch das aus *σj* oder *σf* entstandene *σσ* durch *ττ* reflectiert wird, kein Gegenbeweis sein, da *σ* in *σj*, *σf* stets als die Erweichung eines ursprünglichen *tj*, *tv* anzusehen ist. Auf diesem Wege werden wir für *ττ*, wo es erscheint — die eine oder andere falsche Analogie, wie etwa *πίττω* für *πίσσω*, immer vorbehalten — stets den etymologischen Hintergrund auffinden.

Viel schwerer wiegt der zweite Einwand, der in den angeführten Worten Ascoli's enthalten ist: wir hätten ein attisches *-σσο* und ein dorisches *-ττο* zu erwarten. Dass das Dorische, welches sich doch sonst dem Sigmatismus versagt, und überhaupt das Alte treu bewahrt, nicht mit dem Böotischen in dem *ττ* übereinstimmt, zeigt, wie unberechenbar manchmal die Gänge der Sprache sind; es ist auffallend, aber nicht auffallender als der Umstand, dass das Attische nicht auch in dem *δδ* (*ῥέδδω*) mit den Böotiern übereinkommt. Der Trumpf, den Ascoli ausspielt, lässt sich nur abwehren, indem man den andern dagegen setzt: wie kommen die Attiker, die doch sonst wie die Jonier überhaupt, den Sigmatismus lieben, dazu, das harte *ττ* gegen das weiche *σσ*, das sie seit Homers Zeiten hatten, auszutauschen? Wie kam man überhaupt dazu, *σσ* in *ττ* zu verwandeln? Denn das ist Ascoli's Ansicht (S.

370), dass „im früheren hellenischen Altertum die einzige Gestalt $\sigma\sigma$ war, wie in der tönenden Reihe ζ ; woraus dann durch rein lautliche Umwandlung die dialektische Varietät entstand, die $\tau\tau$ resp. $\delta\delta$ geschrieben wurde.“ Er sucht von $\sigma\sigma$ zu $\tau\tau$ bzw. ζ zu $\delta\delta$ zu gelangen durch die „interdentale Phase“, wie sie etwa das $\theta\acute{\alpha}\lambda\alpha\theta\theta\alpha$ der kretischen Inschrift bezeichne. Indem er (S. 375) zugiebt, dass „das Griechische einen genauen Beweis oder eine genaue Parallele für den Übergang von $\sigma\sigma$ in $\tau\tau$ “ nicht liefert, sucht er — was immer einiges Bedenken hat — die Analogieen in anderen, namentlich den romanischen Sprachen. Hier steht z. B. dem italienischen *giovane* (= *juvenis*) in einigen Mundarten ein *doven*, *duen* (die genau das böotische $\delta\upsilon\gamma\acute{o}\nu$ = $\zeta\upsilon\gamma\acute{o}\nu$, lat. *jūgum* wiederholen s. u. III) gegenüber. Aber auf diesem Wege gewinnen wir das δ nicht; ich gedenke überzeugend nachzuweisen, dass es sich hier um den ursprünglichen Anlaut δj handelt — wie die beiden Spiranten im Anlaut stets auf den Verlust der ursprünglichen Explosiva weisen, und dass dieser vollere Anlaut, der in der Sprache des Volkes niemals erstorben war, gelegentlich wieder hervorbricht. Das Entscheidende wäre das sardische *atta* neben *azza* = lat. *acies*; aber sein Ursprung führt nicht zuerst zu *azza* (über die spätere lateinische Aussprache *atsies*) und dann aus diesem zu *atta*, sondern zu *atja* (mit Dentalismus, = *akja*, als man noch sprach *akies*), und daraus *atta*, genau wie $\delta\tau\tau\iota$ und $\tau\acute{\epsilon}\tau\tau\alpha\rho\epsilon\varsigma$. (Vgl. griech. $\delta\sigma\sigma\epsilon$ aus $\delta\sigma\sigma\epsilon$, daneben Hesych. $\delta\tau\tau\iota\varsigma$ = $\delta\tau\tau\iota\epsilon\varsigma$, $\delta\phi\epsilon\iota\varsigma$, welches Ascoli S. 336 citiert; auch *toma* in Graubünden = lat. *coma* s. u.) Es wäre zum Schlusse noch zu erwähnen, dass $\tau\tau$ aus $\sigma\sigma$ gebildet, dem allgemeinen Gesetz, dass die Sprache Erleichterung sucht, schnurstracks zuwider liefe. Das erkennt Ascoli auch an, und darum leugnet er die ganze „Theorie der fortschreitenden Abschwächungen.“ Ich werde auf alle seine Beweise noch zurückkommen (vgl. zunächst das unten über $\kappa\tau$, $\pi\tau$ Gesagte).

Übrigens findet zwischen den Wörtern, die $\tau\tau$ im Inlaut haben, ein beachtenswerter Unterschied statt (G. Meyer Griechische Grammatik S. 242): $\tau\tau$ kann aus einfachem tj hervorgehen, so im hom. $\delta\tau\tau\iota$, böot. $\delta\pi\acute{o}\tau\tau\alpha$, in $\tau\acute{\epsilon}\tau\tau\alpha\rho\epsilon\varsigma$. Hier hat die Erweichung des Lautes — ausser bei $\delta\tau\tau\iota$, welches von $\tau\acute{\iota}\varsigma$ nicht abkommen durfte — zunächst $\sigma\sigma$ gebracht und dieses

haben die Attiker auf σ reduciert ($\delta\sigma\sigma\sigma$, $\delta\pi\acute{o}\sigma\sigma\sigma$, $\mu\acute{e}\sigma\sigma\sigma$, $\pi\rho\acute{o}\sigma\sigma$); nur $\tau\acute{e}\sigma\sigma\alpha\rho\epsilon\varsigma$ blieb stehen. Daneben entsteht $\tau\tau$ wie $\sigma\sigma$ im Inlaut beim Nomen und Verbum aus dem Zusammentreffen eines t - oder k -Lautes am Schlusse der Wurzel mit dem j des Suffixes $-ja$: $\mu\acute{e}\lambda\iota\tau\tau\alpha$, $\mu\acute{e}\lambda\iota\sigma\sigma\alpha$ aus $\mu\acute{e}\lambda\iota\tau-j\alpha$, $\pi\lambda\acute{\alpha}\tau\tau\omega$, $\pi\lambda\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$ aus $\pi\lambda\acute{\alpha}\tau-j\omega$; und so auch $\eta\tau\tau\omega\upsilon$, $\eta\sigma\sigma\omega\upsilon$ aus $\eta\kappa-j\omega\upsilon$, $\pi\rho\acute{\alpha}\tau\tau\omega$, $\pi\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$ aus $\pi\rho\acute{\alpha}\kappa-j\omega$. Nun liegt dem Suffix $-ja$ eine Urform mit explosivem Anlaut voraus ($kja = tja$, wovon sogleich). Darf man voraussetzen, dass dieses Verhältniss zu der Zeit, als diese Zusammensetzungen entstanden, noch wirksam war, so stossen also hier eigentlich zwei Consonanten, der eine vertreten durch den Schmarotzer, zusammen ($\mu\acute{e}\lambda\iota\tau-tja$, $\pi\rho\acute{\alpha}\kappa-tj\omega$), die Verdoppelung des $\tau\tau$, $\sigma\sigma$ ist also doppelt gerechtfertigt. Das sind denn die Fälle, in denen sich $\tau\tau$, $\sigma\sigma$ beharrlich behaupten, wogegen die Fälle, in denen das einheitliche tj zu Grunde liegt ($\delta\tau\acute{j}\sigma\sigma = \delta\sigma\sigma\sigma$ etc.) attisch weder das böotische $\tau\tau$ zeigen, noch die jonische Geminatio $\sigma\sigma$ bestehen lassen. Einzig $\tau\acute{e}\tau\tau\alpha\rho\epsilon\varsigma$, $\tau\acute{e}\sigma\sigma\alpha\rho\epsilon\varsigma$ steht ausserhalb dieser Regel; es reicht dem in dieser Beziehung ebenfalls vereinsamten $\acute{\iota}\pi\pi\sigma\sigma$ die Hand und enthält eine Antiquität, die man dem uralten Zahlwort gern belassen wird. So mag denn auch der in dem lat. *quattuor* geläufige Doppelconsonant mehr als ein blosses orthographisches Superfluum sein. (Über tt im Inlaut = scharfem t s. Corssen I² S. 174.) Wo sich dagegen der Schmarotzer in dem Vocal geltend macht (hom. $\pi\acute{\iota}\sigma\upsilon\rho\epsilon\varsigma$, dor. $\tau\acute{e}\tau\sigma\rho\epsilon\varsigma$), da konnte der Doppelconsonant reduciert werden (trotzdem äol. $\pi\acute{e}\sigma\sigma\upsilon\rho\epsilon\varsigma$; vgl. hom. $\epsilon\sigma\sigma\acute{\upsilon}\mu\eta\upsilon$ etc.).

Das angeführte $\pi\rho\acute{\alpha}\tau\tau\omega$, $\pi\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$ hat uns bereits gezeigt, dass das Übergleiten aus der k - in die t -Region, von welchem die ganze Verhandlung ausgegangen ist, auch im Griechischen eine geläufige Thatsache ist: aus $\pi\rho\acute{\alpha}\kappa-j\omega$ (W. $\pi\rho\alpha\gamma$ aus $\pi\rho\alpha\kappa$ erweicht) konnte nicht unmittelbar $\pi\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma\omega$ werden, sondern erst aus $\pi\rho\alpha\tau-j\omega$, der dem hellen, im vorderen Gaumen gesprochenen z verwandte Spirant zieht das k in die t -Region hinüber. Aus $\mu\acute{e}\gamma\alpha\varsigma$ (mit der Media) wird auf dieselbe Weise Compar. $\mu\acute{e}\iota\zeta\omega\upsilon$ (d. i. $\mu\acute{e}\delta-j\omega\upsilon$ s. u.) Auf diesem Grunde ruht der in den Sprachen alte und weitverbreitete Palatalismus, der dem k -Laute einen Laut gegenüber stellt, welcher *tsch* gesprochen wird: ssk. $k'a$, = griech. $\tau\epsilon$, lat. *que*, ssk. $k'atvâras$, $\tau\acute{e}\sigma\sigma\alpha\rho\epsilon\varsigma$, *quattuor*. Der Vorgang hat sich

in einer jungen Epoche im Bereich des Lateinischen wiederholt: aus *Cicero* d. i. *Kikero*, wie Cicero selbst noch gesprochen hat, ist in der Kaiserzeit *Tsitsero*, wie wir sprechen, im Italienischen *Tschitscherone*, im Französischen *Ssisséron* geworden. In allen diesen Fällen ist es der helle Laut hinter *k*, der diese Affection bewirkt; zu dem Dentalismus gesellt sich hier die dem Zetacismus zu Grunde liegende Assibilierung des *t*-Lautes durch den folgenden hellen Vocal. Der Schwede spricht *k* vor den hellen Vocalen wie *tj*: *Fönköping* gespr. *tjöping*, *käle* gespr. *tjäle*, *Kälte*. Im Graubündnerischen ist aus lat. *coma*, Mähne, *toma* geworden, aber wie Ascoli (Vorl. 112) richtig bemerkt, nicht durch einen Sprung, sondern über *chioma* (*kjo*—*k'jo*—*tjo*—*to*). Wenn der tza-konische Dialekt des Neugriechischen *κιμή*, *ἄγκι* für *ἀντί* etc. hat, so darf man fragen, ob dies nicht eine Rückkehr zu dem ursprünglichen Lautverhältnis bedeutet, welche uns den Weg zeigt, wie neben ein ursprüngliches *kis* (aus *kjas*) ein *τίς* kam.

Aber auch ohne diese in dem Nachbarlaute liegende Veranlassung verschiebt sich gelegentlich der *k*-Laut zum *t*-Laut: *δᾱ*=*γῆ* (s. u.), *ὑγρός* neben *ὑδωρ*. Im Englischen lautet *gl* wie *dl*, was auch von der sächsischen Mundart bezeugt wird: *tlo'm* statt *clo'm*, *clau'm*, *glauben* Sievers S. 101. (Dies ist ein uralter Vorgang s. u. III *γλυκύς* neben *dulcis*.) In unserer Sprache steht neben *Zwehle* *Quehle*, neben *Zwetsche* *Quetsche* etc. Umgekehrt haben wir aus dem italienischen *tartufo* (d. i. *terrae tuber*, Erdknollen) *Kartoffel* gemacht. In weiten Teilen Deutschlands sagt man *Kenger* st. *Kinder*, *gefunden* st. *gefunden*, *Monk* st. *Mund* (vgl. *schlingen* — *Schlund* s. Weigand Deutsches Wörterbuch), am Niederrhein auch *Zick*, *Lück* st. *Zeit*, *Leute*.

Kurz, die Vertauschung des *k*- mit dem *t*-Laute, deren sich bei uns die in der Articulation noch ungeübten Kinder schuldig machen, war in jener Kindheit des Menschengeschlechts ein gewöhnliches Vorkommnis, dessen Nachwehen selbst aus unseren gebildeten Sprachen bis heute nicht geschwunden sind. Es sind gerade die gangbarsten, also auch wohl ältesten Wörter, *-τε* neben lat. *-que*, *τίς* neben *quis*, die dies bezeugen. Da diese Verschiebung der Articulation aus der *k*- in die *t*-Region eben nichts anderes bedeutet, als das Vorrücken der Articulation aus dem hinteren in den vorderen Gaumen, also

die Erleichterung und Verbesserung der Sprache (s. u.), so legt sie Zeugniß davon ab, wie bereits der Urmensch für diese Verbesserung empfänglich war. Und da es nicht von vornherein der reine *k*-Laut war, der verschoben wurde, sondern der mit dem Schmarotzer behaftete Laut, so treten die sämtlichen Erscheinungen, wie wir sie besprochen haben, in die Verschiebung ein: *k^v*, *k^j* — *t^v*, *t^j* mit ihrer ganzen Descendenz, aus der die Einzelsprache auswählt, was sie behält, und so bald einem *kva*, *kja* mit seinen Sprösslingen, bald einem *tva*, *tja* den Vorzug giebt. Daran hängt die Mannigfaltigkeit im Anlaut der Pronominal-Reihen, wo wir nur von diesem Standpunkt aus die ursprüngliche Einheit zu entdecken vermögen, in der sich die Vielheit der späteren Erscheinungen zusammenfindet.

Diese Urlaute *k^{*}a*—*t^{*}a*, die im Verein mit *ma*—*na* sofort hinter dem Urvokal *a* als die ersten Versuche menschlicher Sprachthätigkeit stehen, sie heissen nichts weiter als hier und da, sie führen uns zurück über die arische (indogermanische) Ursprache hinaus in die ferneren Zeiten, wo das Sprechen (*dicere*) ein Zeigen (*δείκνυμι*) war und die ganze Rede des Menschen noch war hier und da; aus diesen Urlauten sind die ganze Reihe der Pronomina, die ersten Zahlwörter, die Präpositionen, Bejahung und Verneinung entstanden, sie sind zugleich die ersten Suffixe. Aus dem *ma*, *hier*, wurde *μέ*, *μοί*, *μοῦ*, *ἐμός*, lat. *me*, *meus*, unser *mich*, *mein*, etc., aus *t^{*}a*, *da*, *τὺ* = *σύ*, *τέός* = *σός*, lat. *tu*, *tuus*, *du*, *dein*; und ebenso die ersten Suffixe, womit man die drei Personen beim Verbum bezeichnete: *τίθημι* setzen-*ich*, *τίθησ(ι)* setzen-*du*, *τίθητι* setzen-*er*, und da *-σι* und *-τι* in einer Urform (*t^ja* s. u.) zusammenliegen, so führt uns dies in die Zeit zurück, wo das du und er noch in einer Form liegen, wo man nur unterschied hier, bei mir, und da, nicht bei mir d. h. bei dir, bei ihm.

Aus *k^{*}a*—*t^{*}a* mit ihren Variierungen hat sich ferner die ganze Reihe der jetzt wohlgeschiedenen Demonstrativ-, Interrogativ- und Relativpronomina *ὅ*—*hic*—*der*, *τίς*—*quis*—*wer*, *ὅς*—*qui*—*der* entfaltet, sie alle schlummerten einst in der einen Urform, zu der Zeit, wo man die Pronomina nach dem dreifachen Sinn, dem hinzeigenden, fragenden und beziehenden, noch nicht unterscheiden gelernt hatte, wo allein der ge-

hobene Ton, der auf die den Gedanken erst abschliessende Antwort hindeutete, die Frage bezeichnete, und wo es noch kein satzbindendes Relativum, überhaupt keine Scheidung von Hauptsatz und Nebensatz, keine Hypotaxis gab. Als man diese Unterschiede zu machen gelernt hatte, da brauchte man die Manchfaltigkeit der Variirungen, um die Bedeutungen zu sondern. Und diese Sonderung ist in den wenigsten Fällen vollständig gelungen, wie uns gerade der alte Homer zeigt, wo δ Demonstrativum und $\delta\varsigma$ Relativum noch vollständig ineinander laufen, wie es bei uns mit *der* der Fall ist. „Die Wortpartikeln, sagt Scherer (Zur Gesch. d. deutsch. Spr. S. 456) sehr richtig, sind Raumpartikeln; aus ihnen entstehen Pronomina und Zahlwörter, und sie werden als Casussuffixe verwendet.“ Wenn Bopp (Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Griech., Lat. etc. III² S. 487) meint, die „echten Präpositionen liessen sich sämtlich von Pronomina ableiten“, so lässt er zunächst die Herkunft der Pronomina selbst im Dunkeln; aber er kommt auch selbst auf das wahre Verhältnis: „sie (die Präpositionen) beruhen ihrer Bedeutung nach auf ähnlichen Gegensätzen wie *dieser* und *jener*, oder *diesseits* und *jenseits*.“ *Diesseits* und *jenseits*, wofür wir sagen *hier* und *da* — da sind wir bei den Raumpartikeln, mit denen alle menschliche Sprachthätigkeit begonnen hat.

Soviel für jetzt zur Feststellung der Grundlagen, auf denen die weiteren Untersuchungen beruhen werden. Ich bemerke hier nur vorläufig, was ich im III. Teile im Zusammenhang auszuführen gedenke, dass ich die mit dem Schmarotzer behafteten Laute für die ursprünglichen halte, aus denen sich ein vierfacher Lautbestand entwickelte:

1. Die Schmarotzer behaupten sich hinter der Explosiva — womit also gesagt ist, dass *kv*, *kj*, *tv*, *tj* etc., wo sie sich finden, an den ältesten Lautbestand anknüpfen (z. B. lat. *quis*). Für die Ursprache ist also nur *k** d. i. *k^v* und *k^j*, nicht das reine *k* anzusetzen.
2. Der Laut klärte sich, d. h. bei kräftigerer Articulation kommt die Explosiva klar zum Vorschein, der Schmarotzer schwindet ohne Einwirkung auf die Explosiva oder den folgenden Vocal (z. B. sansk. *kas*). Dies ist das *k*, welches man auf Grund des Lautbestandes der beiden arischen Sprachen, Sanskrit und Zend, für die indoger-

manische Ursprache ansetzt; es wird in den europäischen Sprachen, wo nicht der ursprüngliche Laut (lat. *qu*) bewahrt ist, durch *k* reflectiert.

3. Die Schmarotzer wirken umgestaltend auf die Explosiva, indem sie dieselbe in manchfacher Weise erweichen. So entsteht der zweite *k*-Laut, den man, ebenfalls auf Grund des Lautbestandes der beiden arischen Sprachen, für die indogermanische Ursprache ansetzt: *ç* (aus *kj*); ihm entspricht im Griechischen und Lateinischen *k*, in den lettoslavischen Sprachen *sz* und *s*. Neben *ç* tritt bereits in den arischen Sprachen das palatalisierte *k'* (*tsch* über *tja* = *kja*) auf, welches dem Dentalismus in dem griechischen $\tau = k$ ($\tau\acute{\iota}\varsigma = kas$) die Hand reicht. Die Erweichung schreitet vor bis zur völligen Verflüchtigung der Explosiva — womit gesagt ist, dass die beiden Spiranten, wo sie als selbständige Laute auftreten, die Vertreter des ursprünglichen volleren Lautes sind (unser *wer* neben gotisch *hvas* ist der Reflex einer uralten Lautbewegung).

4. Die Schmarotzer wirken umgestaltend auf den folgenden Vocal ein, indem sie mit demselben zusammenfließen und ihm die Färbung geben; sie verschieben damit die Vocalisation aus dem indifferenten Ausgangspunkt, den der Urvocal *a* darstellt, nach *e*, *i* bezw. *o*, *u* (z. B. vedisch *kis* = *kas* zend. *cis* (*c* = *k*), griech. $\tau\acute{\iota}\varsigma$).

Die derzeit geltende Anschauung geht von der klaren Explosiva aus, an welche sich die Schmarotzer im Laufe der Zeit angehängt haben sollen, und hat für den Wandel der Vocale, soviel mir bekannt, eine die betreffenden Erscheinungen umfassende Erklärung noch nicht gefunden.

Betrachten wir von dem jetzt gewonnenen Standpunkt die angenommene Grundform von $\delta\iota\acute{\alpha} = \delta\tau\iota\text{-}ja$. Der Stamm *dvi*, nimmt man an, ist die Verdünnung von *dva*, dem Thema der Zweizahl; *dvi*, welches in ssk. *dvi-s* etc. unversehrt erhalten ist, verliert einmal den Spiranten, das andere mal den explosiven Anlaut, so sollen die beiden Wurzelformen *dī* ($\delta\iota\text{-}\acute{\alpha}$, $\delta\iota\text{-}\varsigma$) und *vī* ($\tau\iota\text{-}\kappa\alpha\tau\iota = \epsilon\acute{\iota}\kappa\omicron\sigma\iota$, *viginti*, dazu *bi-s*) entstehen. Bopp (V. Gr. II. 65) lehrt: „Vom Sanskritstamm *dva* ist noch zu bemerken, dass derselbe sein *a* am Anfang von Compositen zu *i* schwächt, daher *dvi*, welches von den ein-

heimischen Grammatikern als das eigentliche Thema aufgestellt wird; das Griechische, dem $\delta\tau$ unmöglich ist, setzt dafür δ , daher z. B. $\delta\mu\eta\tau\omega\rho = dvim\hat{a}tar$, zwei Mütter habend. Das Send und Lateinische stimmen in der Entartung dieses dvi darin sehr merkwürdig überein, dass sie beide das d abgelegt und beide das v zu b erhärtet haben (*biceps*, *bidens* etc). Aus diesem verstümmelten *bi* kommt in beiden Sprachen auch das Adv. *bis* *zweimal*, gegenüber dem sskr. *dvis* und griech. $\delta\acute{\iota}\varsigma$. Die germanischen Sprachen, mit Ausnahme der hochdeutschen, fordern *tvi* für *dvi* als Anfangsglied von Compositen; dies liefert das Angelsächsische in Zusammensetzungen wie *tvi-fête bipes* [got. *twis-stass*, Zwiespalt]. Das Ahd. setzt *zui* (= *zwi*) z. B. *zui-beine bipes* etc.

Hiergegen ist Verschiedenes einzuwenden. Zunächst gegen die Abschwächung des α zu i . Allerdings ist i als Verdünnung von α (über e) im Anlaut und Inlaut zahlreich bezeugt: $\acute{\iota}\pi\pi\omicron\varsigma$ neben $\alpha\epsilon\nu\alpha\varsigma$, *equus*, sskr. *pita* neben $\pi\alpha\tau\acute{\eta}\rho$, *pater*; neben W. *as* $\acute{\epsilon}\sigma\tau\acute{\iota}$, *est* und $\acute{\iota}\sigma\theta\iota$, die Präsensreduplication mit i , dem in der Perfectreduplication ϵ gegenübersteht; *accipio*, *perficio* zu *capio*, *facio* (dazu *acceptus*, *perfectus*); *optimus* und *optumus* neben sskr. *-tama*, *machina* neben $\mu\acute{\rho}\chi\alpha\nu\acute{\eta}$ etc. (Bopp I 13, Curtius 701, Corssen I 282. Vgl. auch Schleicher, Comp. S. 57, der hervorhebt, dass diese im Griechischen nicht häufig und nicht regelmässig eintretende Schwächung sich meist vor zwei Consonanten findet: $\acute{\iota}\sigma\theta\iota$, $\acute{\iota}\pi\pi\omicron\varsigma$ etc., durch e vermittelt, wie W. $\acute{\epsilon}\sigma$ und lat. *equus* zeigen). Aber ich weiss nicht, ob damit der Übergang eines ursprünglich kurzen α in i im Auslaut gedeckt ist. Wir werden der Fälle, wo ein kurzes i im Auslaut erscheint, noch manche zu besprechen haben, z. B. die Endungen $-\sigma\iota$ und $-\tau\iota$ beim Verbum, die Dativ-Endungen $-\iota$ und $-\sigma\iota$, die Präpositionen $\acute{\epsilon}\pi\acute{\iota}$, $\pi\epsilon\rho\acute{\iota}$ etc. (s. o.), lat. *nisi* etc. Aber es wird sich zeigen, dass da überall der Spirant j im Spiele ist bzw. die Verkürzung erst später eingetreten ist. Wir dürfen also auch hier einen ähnlichen Grund dieser „Schwächung“ voraussetzen. Benfey (das idg. Thema des Zahlw. *zwei* ist *du* S. 12) stellt *dva* und *dvi* als „zwei thematisch gebrauchte Formen des Zahlwortes für *zwei*“ auf, und während er für die Differenzierung $-\alpha$ zu $-\iota$ in anderen Fällen „phonetische Neigungen, Heteroclisie und andere Einflüsse“ zulässt, glaubt er in bezug

auf die Pronominalstämme (*ma—mi, na—ni, ka—ki—ku*) „schon ursprünglich durch die verschiedenen Vocale differenzierte Themen“ annehmen zu müssen; er meint, dass „neben den Consonanten die alten drei Vocale zur Unterscheidung von Örtlichkeit, Zeit und vielleicht anderen Momenten gedient haben“, muss aber hinzufügen, dass „sich in dem gesamten übrigen Sprachschatz keine Spur einer derartigen Verwendung der Vocale erkennen lässt“. Ich denke, dass sich der wahre Grund dieser Differenzierung überall wird ermitteln lassen.

Sodann begreift man nicht, wie es zugehen soll, dass der Stamm *dvi* hier sein *d*, dort sein *v* „ablegt“. Pott (Et. F. I² 729) meint: „Da es eine Unterscheidung von dem Zahlworte galt, war das Mittel der Weglassung eines zu sehr an die Zweiheit erinnernden Lautes, mochte dieser nun *d* (wie in *vi* st. *dvi*) oder *v* sein, ganz an der Stelle.“ Allerdings darf es als eine ausgemachte Thatsache gelten, dass die Sprache, wo die Begriffe sich trennen, auch eine Differenzierung der Form sucht; wir werden dafür noch manche Belege beibringen, namentlich nachweisen, dass die ganze Manchfaltigkeit des Anlautes in den Pronominal-Reihen auf diesen Grund zurückzuführen ist. Aber fand denn hier wirklich eine Trennung der Begriffe statt? Sollte man vergessen, dass *δίς*, *bis* eben nichts anderes ist als *zwei-mal*? oder sollten *ἑξήκοντα*, *viginti*, *δια-κόσιοι*, *du-centi* neue Wörter werden, die nicht mehr an *δύο*, *duo* erinnern sollten? Wäre dies der Fall gewesen, so wäre der vermeintliche Versuch bei *ducenti* d. i. *duo centi* schlecht gelungen und in *διακόσιοι* hätte er auf die Linie der Präposition geführt, also die Möglichkeit einer neuen Verwechslung gebracht, während eine bestehende beseitigt werden sollte. Und wie ständen wir dann, die wir *zwei-mal*, *zwan-zig*, *zwei* hundert (got. vollständig getrennt *tvai tigjus*, *tva hunda*) sagen? Dazu könnte man fragen: warum genügte denn nicht eine Variation, entweder *di* oder *vi*? Es wäre ja ein unerhörter Vorgang in der Sprache, wenn sie nach Belieben hier das eine, dort das andere sich ausgesucht hätte. Wir müssen vielmehr die getrennten Wege aufsuchen, die hier zu dem einen, dort zu dem anderen geführt haben.

Der feststehende Ausgangspunkt ist die Stammform *dva*, die selbst wieder als die geschwächte Form eines ursprünglichen *tva* anzusehen ist (womit die Benennung der Zweizahl

mit dem Pronomen der 2. Ps. in Verbindung tritt s. u. III). Indem wir von *dva* zu den griechischen Entsprechungen zu gelangen suchen, stösst uns zunächst die Beobachtung auf, dass das Griechische den Anlaut *dv*, *tv* und folgerecht auch das aus *tv* herstammende *sv* nirgendwo geduldet hat — ebenso wenig wie *kv*, welches das Lateinische in seinem *qu* unverseht bewahrt hat; wo sich der Spirant nicht vocalisiert, wie in *δύο*, *duo*, *τὺ*, (*οὺ*) *tu*, da sucht die Sprache die Erleichterung und Verbesserung in der Verschiebung der Articulation in den vorderen Gaumen, d. h. in der Vertauschung *tja*, *dja* für *tva*, *dva*. Nur aus *dja* konnte ein Stamm *di-* hervorgehen (wie *τίς* aus *tja-s*). Wenn also in anderen Sprachen der Spirant *v* sich unverseht behauptet hinter den *t*-Lauten und hinter *s* (ssk. *tvam*, *dvâu*, got. *tvai*, unser *Schwein* neben griech. *σὺς*, *sus*, *schweigen* neben *σιγᾶν*, *silere* etc.), so darf uns das nicht veranlassen, ein griech. *δϕι* = *di* voranzusetzen, so wenig, wie wir ein ursprüngliches *τϕίς* oder gar *κϕίς* = *tis* wegen des lat. *quis* voraussetzen dürfen (wie z. B. Fick, *Spracheinheit* S. 18 thut). Also auch nicht *θυγατέρα σϕήν*, wie man gewöhnlich dem ssk. *svas* lat. *suus* zu liebe annimmt, sondern *hϕήν* d. i. sowohl *ήν* als *ϕήν*; nicht *σϕεθίζω* wegen *suesco* etc. s. u. II. Darum haben wir *τετjαρες* = *τέτταρες*, *τεσσαρες* trotz der Übereinstimmung der übrigen Sprachen in dem *tv* vorgezogen, während in dem hom. *πίουρες*, dor. *τέτορες* der Vocal die Herleitung aus *tv* offenkundig bezeugt. Dass sich aus dem an die Stelle von *dva* gesetzten *dja* nicht sofort ein *ζι-* entwickelt hat, ist, wie die Thatsache, dass aus *tjas* *τίς* und nicht *σίς* (abgesehen von dem kyprischen *σί*) geworden ist, ein Beweis, dass der Zetacismus wie der Palatalismus jüngere Entwicklungsphasen sind, wie dies auch sonst die Sprachen bestätigen; *ῥέδδω* ist älter als *ῥέζω*, wie *πράττω* älter ist als *πράσσω*; neben *ζάω* (aus **διάω*) hat sich *δίαιτα* behauptet, woraus ganz spät erst ein *zeta* geworden ist (s. u. II.).

Nun steht neben *tva*, als dessen Erleichterung wir das mediale *dva* angenommen haben, seit Anbeginn *kva*, und auch dessen Spuren finden sich im Bereich der Zweizahl: althd. *quei* zwei, *quiro* zwier, d. i. zweimal, *quifalt* zweifältig, *quiski* zweifach (*zwischen*) etc. Man könnte hier an ein rückläufiges Übergleiten von *t* zu *k* (vgl. *Kartoffel* S. 19) denken, das sich in später Zeit einmal gelegentlich bethätigt

habe, wie denn Bopp (V. Gr. I 112) von einer umgekehrten Entartung (*t* zu *k*) spricht. Aber viel tiefer greift die Sache Grimm (Gr. I³ 163), der hierin eine „tiefere Berührung des Lingual- und Gutturalsystems“ sieht. Ich stehe nicht an, *kva*, wie es sich in jenem *quei* erhalten hat, für das ursprüngliche zu nehmen, wo denn der Dentalismus (*tva*) und die Erweichung zur Media (*dva*) die ersten Schritte zur Erleichterung bezeichnen, denen als letzter die Verschiebung zu *dja* folgte. Dieser Erleichterung des *tva* läuft parallel die Erleichterung des *kva* zu *va*, also zu dem im Bereich der Zweizahl ebenfalls geläufigen Anlaut *v* (dor. *είκxατι* = *είκxοσι*, lat. *viginti*), dazu als letzten Schritt die Labialisierung in *bis*, welches somit auch in bezug auf die Media vollständig parallel steht dem griech. *δίς*. Nur aus ursprünglichem *kv* konnte durch Verdünnung und zuletzt gänzliche Verhauchung des explosiven Anlauts (über *hv*) *v* hervorgehen, wie *j* aus *kj* (über *hj*); dagegen konnte in *tv*, *dv* das *t*, *d*, wenn es einmal stand, nicht einfach „abgelegt“ werden, aus *dvi* konnte niemals ein *vi* werden, es wäre *δύκxοσι* oder *δόκxοσι* st. *είκxοσι*, lat. *duginti* st. *viginti* überliefert, wenn sich diese Formen aus *dva* herleiteten.

Dieses ist nämlich wirklich der Fall bei hom. *δοιοί* *zwei*, eigentlich *zwei-ig*, Grundform *dva-ja-s*, griechisch gestaltet *δοιο-γος*, mit Hilfsvocal (wie in *δευτερος* S. 10) *δοφο-*, *δοφ-γος*, *δοιός*; dazu *δοιή* *Zweifel*, *δοιάζω* *zweifeln*. Und dann wüsste ich auch für lat. *dubius* keinen andern Platz: **dov-jo-s*, mit Labialismus *b* für *v*, und *u* vor *b*. Corssen (I 252): „Die Labiale *b*, *p*, *f* zeigen eine natürliche Wahlverwandtschaft zu demjenigen Vocal, bei dessen Aussprache die Lippen am meisten in Thätigkeit sind, zu *u*“, vgl. *bubile* neben dem ungewöhnlichen *bovile*, *bubulus* neben *bovillus*. [In der neuen Aufl. II S. 1027 bespricht Corssen *dubius* und leitet es von **duhibius*, wie *debeo* von *dehibeo*, „zweifach gehalten“.] Dazu *dubito* (Bildung, wie *cubito* zu *cubo*). Für den Anlaut, wo lat. *v* dem *u* nahe stand, hat Corssen Recht zu behaupten, dass *v* nicht zu *b* geworden ist, ausser in den Fällen, wo es *dv*, *gv* der verwandten Sprachen gegenübersteht. Aber *dubius* steht doch genau zu *bubile* und ist ohne Zweifel so alt, dass wir es jenen *bis*, *bini* an die Seite setzen dürfen (vgl. *ab*, *sub*, *ob* aus **ave*, **suve*, **ove*, *au-fugio*, *sumo* aus **suv-imo*, *os-*, *sus-*, die ein **ovi-s*, **suvi-s* voraussetzen etc.

s. u. II). An *δοιοί* schliesst sich in bezug auf Bildung und Bedeutung an, wie *dubito* an *dubius*, der epische Aorist *δοάσσατο* = *δοφάσσατο* (der gewöhnlich zu W. *dī* gestellt wird, Fick Vgl. Wtb. II S. 128), neben welchem wiederum Od. 6, 242 *δέατο* steht d. i. *δῖατο*, welches auf *dja* neben *dva* zurückgeht (*δέατο* : *δοάσσατο* = *δῆν* : *δοάν* bei Alkman s. u.). Dagegen deckt sich *δώδεκα* (nach der gewöhnlichen Annahme = *δφώδεκα*, Schleicher Comp.) nicht genau mit diesen Fällen: es kann nur eine Zusammenziehung aus *δνώδεκα* (was Homer neben *δώδεκα* hat) sein, d. h. *δώδεκα* ist, wie *duodecim*, got. *tvalif* etc. auch hom. *δνοκαίδεκα* zeigen, erst entstanden, als *δύο* bereits war (vgl. lat. *dū-dum* aus *diu-dum*).

Auf dem bezeichneten Wege, über *kvi*, *hvi*, ist bereits im Sanskrit das Präfix *vi-*, *zer-* neben *dvi-* *zweimal* zu stande gekommen; und man wird wohl auch die Präposition *vahis*, welche das Skr. an Stelle des fehlenden *eg* hat, damit in Verbindung bringen dürfen (*va-hi-s*); aus dem Begriff der Zweiheit ergiebt sich die Absonderung und Trennung. Hier ist anzureihen lat. *dī-vi-do* *entzwei* machen, in welchem das *entzwei* also doppelt ausgedrückt ist; ähnlich wohl auch griech. *δαίω* = *δα*(aus *dja*)-*φι-ῶ*, *δαφ-ῶ*, *δαίω* vgl. *δαίζω* d. i. *δα-φι-δῶ*, während *δα-τέω* von dem einfachen *δα* = *dja* weiter gebildet ist (Vgl. altirisch *da* *zwei* — also nicht für *dva*, Schleicher Comp. S. 479). Dem ssk. *vi-* entspricht got. *vi-thra* (gegen), unser *wider* und *wieder*, welche die Kunst der Grammatikschreiber zu zwei verschiedenen Wörtern gemacht hat, ebenfalls ausgegangen von dem Begriff der Zweiheit, den das Comparativsuffix *tar* (s. u. II) unterstützt; mit lat. *iterum*, das dem *widerum* dem Klange nach so nahe liegt, hat es nichts gemein, als eben dieses Suffix. Aus der Zweiheit folgt der *Zwist* d. i. die Entzweiung, daher *wider* = gegen. Merkwürdig ist, dass *vithar* seinen Verwandten im Ssk. gegenüber dieselbe Stockung in der Lautverschiebung zeigt, wie got. *dis-* = *zer-* gegenüber, lat. *dis-*. Und wiederum hat der Verwandte dieses got. *vithar*, das englische *with* (mit) den Begriff der Begleitung von der Zweiheit entnommen; das mhd. Verbum *zweien* heisst sowohl „sich gesellen“, als „sich entzweien“ (Scherer 405).

Wenn sich also im Lateinischen *duis* (das aus Festus angeführt wird Corssen I 58) neben *bis*, *duidens* neben *bidens*,

wie *duellum* neben *bellum* (welches übrigens mit der Zweizahl nichts zu thun hat s. u.) erhalten hat, so haben wir eben anzuerkennen, dass hier zwei Entwicklungsreihen neben einander laufen, wie in unserem *quei* neben *tvai* (*quer* neben *zwer-ch* s. u. II); wir dürfen aber nicht den Versuch machen, das *b* aus dem *du* entstehen zu lassen — sowenig wir *dvi* sein *d* ablegen lassen dürfen, um zu *vi* zu gelangen. „Die beiden Formen *viginti* für *dviginti*, *suavis* für *suadvis* zeigen, dass durch den Halbvocal *v* der vorhergehende *d*-Laut zerstört wurde“, sagt Corssen (I 58), ohne anzugeben, wie das zugegangen sein soll; für *suavis* müssen wir trotz *suadeo* und *ἀδύς* (*ἡδύς*) nicht *suadvis*, sondern *suagvis*, *suahvis* voraussetzen, wie für *brevis* (*βραχύς*) *bregvis*, *brehvis* (s. u.). Ascoli bildet, um von *dvis* zu *bis* zu gelangen, die Reihe *dv* — ^d*b* — *b*; sie ist sowenig möglich wie jenes ^k*p* zwischen *k* und *p* (S. 12). „Der labiale Nachklang (in *dv* = *d^vu*), meint Corssen (I² 125), assimilierte sich zunächst das vorhergehende *d* zum Labialen *b*, gestaltete also *duellum* zuerst zu *b^vuellum*, dann assimilierte sich jener labiale Nachklang dem vorhergehenden *b* und verwuchs mit ihm zu einem tönenden labialen Verschlusslaut“. Ascoli (Krit. Studien S. 200) wirft dagegen ein, dass „weder in Italien, noch sonstwo auch nur die leiseste Spur der Zwischenglieder zu finden ist“; er übersieht, dass dasselbe von seinen eigenen Reihen gilt.

Scherer (406), der denselben Lautwechsel nach Brücke erklärt: „*b'zw'* für *d⁴zw'*, die Media auf der Articulationsstelle der nachfolgenden Spirans“, gelangt zu dem Schlusse, dass *bha*, *bhi* mit *dva*, *dvi* vollkommen identisch sei, d. h. er leitet das Suffix *bhi*, griech. -φι in *ἀμφί*, ahd. *umbi*, *um*, ssk. *abhi*, wozu das Zahlwort *ἄμφω*, *ambo*, ssk. *ubhâu* und dann auch got. *bai* (erweiterte Form *bajôths*), *beide* auf die Zweizahl zurück. So bestechend diese Zusammenstellung ist und so klar es ist, dass got. *bai* die regelrechte Entsprechung des griech. (*ἄμ*)φι ist, so kann doch an einen Zusammenhang mit der Zweizahl, den Pott (I² 581) sehr zweifelnd für möglich hält und der bei Scherer als gewiss auftritt, nicht gedacht werden. „Aus dem Begriffe der Zweiheit ergiebt sich der der Nähe und Umgebung d. i. der allseitigen Nähe“, meint Scherer und beruft sich auf das mhd. Verbum *zweien* (s. o.), welches aber nicht heisst „umgeben“ und noch weniger „all-

seitig“ umgeben. Allerdings gehört ἄμφω zu ἀμφί wie *beide* zu *bei*. Aber -φι, dem eben unser *bei*, got. *bi* entspricht, hat mit der Zweizahl nichts zu thun, es ist in seinem Ursprung das locale *bei*, das in anderer Form in ἐπί steckt (s. u. II) und bezeichnet das *Beisammen*, *Beieinander*; der Begriff der Zweiheit tritt bei ἄμφω erst in dem Dualis bestimmt hervor. Die „allseitige“ Nähe ist in dem ἀμ- (*ama*, *ana*) ausgedrückt, welches wir mehrfach in ähnlicher Function treffen werden (z. B. in der Personal-Endung -αν-τι, wo es passend den Plural bezeichnet s. u.) Aus dem „bei auf allen Seiten“ hat sich das „beiderseits“ abgegrenzt, ähnlich wie dem περί circum das lat. *per* „durch“ und πέραν „jenseits“ zur Seite trat (vgl. ksl. *obu*, das der Form nach zu ἀμφί gehört, aber die Bedeutung *trans*, *per* hat Curtius G. E. S. 294). Skr. *abhi* hat die allgemeinen Bedeutungen *an*, *zu*, *gegen*, *um*, *über*, die sich alle aus dem ursprünglichen *bei* herleiten lassen, und erst in der Ableitung *abhitā* tritt die Bedeutung „zu beiden Seiten“ verschämt hervor, die erst aus *bei*, *um*, *ringsum* abgeleitet ist. Die Bedeutung von *abhi* ist also nicht „erblasst“, wie Curtius sagt, sondern noch blass und ohne das bestimmte Gepräge, welches ihre Verwandten erst später erhielten. Der Begriff *um* hat sich aus *bei* entwickelt, womit das Gotische (*bi*) ausgekommen ist: *bimaitan*, περιτέμνειν (oder ἀμφιτέμνειν), circumcidere; und aus dem *um* das „beiderseits“ in ἀμφί, wo denn in ἄμφω erst durch die Dualform die bestimmte Beziehung auf die Zweiheit zutrat, wie es wohl auch in got. *bai* (vgl. *tvar*) der Fall ist; ἀμφί enthält nichts davon, aber es konnte sich neben ἄμφω dazu differenzieren, da περί bereits in der Bedeutung *um* zu Gebot stand. Das Lateinische hat zwar *ambo*, aber nicht die entsprechende Präposition (vgl. jedoch *ambidens* „ovis, quae superioribus et inferioribus est dentibus“), und *per* = περί ist in eine andere Richtung geraten; man war genötigt, die Lücke durch die Nominalpräposition *circum*, *circa* auszufüllen, und zur Bezeichnung des Beiderseitigen musste *uterque* herangezogen werden.

Wäre somit der Anlaut in *vi-*, *bi-* erklärt, so entsteht die weitere Frage: wo kommt das *i* in diesen Formen her? Die Vertauschung *dja* für *dva* führte uns unmittelbar zu *di*; ein *dva*, nahmen wir an, konnte kein *dvi* zeugen; und ebenso

wenig konnte dies also auch ein *va*, welches wir aus der Vertauschung *kva* für *tva* herleiten. Und doch steht im Ssk. *dvi-s*. Hier müssen wir also den Hebel ansetzen. Vergleichen wir griech. *δῖς* und *τρίς*, *zweimal*, *dreimal* mit den übrigen Multiplicativa, die auf *-κίς* endigen (dazu schon *ἀπαξ* aus *ἀπα-κίς* s. u. II), so wird uns wahrscheinlich, dass *δῖς*, *τρίς* zunächst aus *δί-κίς*, *τρί-κίς* zusammengeflossen sind, und dass dieses *-κίς* selbst eine Schwächung aus *-κίς* (über *kj*, *hj*) ist. Die gekürzten Formen sind uralt, was sich aus der Übereinstimmung der Sprachen ergibt: im Lateinischen steht neben *δῖς bis*, und *dis-* selbst ist als Vorsilbe erhalten (*dis-cerpo*, *entzwei* reissen). Ebenso got. (neben dem vereinzelt auftretenden *twis-*) *dis-*, wo das Niederdeutsche den regelrecht verschobenen *t*-Laut hat (altsächs. *ti-*, *te-*), welcher in unserem *zer-* (*zer-reissen*, *r* für *s* s. u. III) gesetzmässig weiter geschoben ist. Das Griechische musste die Vorsilbe aufgeben, um nicht mit dem Zahlwort zu collidieren, es hat dafür die Präposition (*δια-σπέννυμι*). Dürfen wir nun bei ssk. *dvis* einen ähnlichen Ursprung voraussetzen, so entstände *dvis* etwa aus *dva-jis* — wie im Litauischen aus dem Masc. *du zwei* durch den Zutritt des Feminin-Suffixes das Fem. *dvi* entsteht (Curtius 238), und wie dem oskischen *svai* das lat. *si* gegenübersteht (s. u. II). Wir sehen unter den Präpositionen schon im Sskr. *api*, *pari* etc., griech. *ἐπί*, *περί*, einem *απα*, *παρά* gegenüberstehen. Wie lassen sich diese uralten Bildungen anders erklären, als durch den Zusatz des Locativsuffixes zu der Indifferenzform *απα*, *para*, wo denn die Verschmelzung des Spiranten mit dem (kurzen) Schlussvocal so innig wurde, dass ein (ursprünglich also wohl langes) *i* an die Stelle des *a* trat (s. u.) — also ganz der Hergang, wie wir ihn bei *dvis* annehmen. „Der Übergang eines kurzen *a* in *i*, sagt Whitney (Ind. Gr. 83) bestätigend, was wir oben gegen *dvi* = *dva* gesagt haben, ist bei den Bildungsprocessen der Sprache [Sanskrit.] nur eine sporadische Erscheinung; ein häufiger Vorgang ist jedoch die Schwächung eines langen *a* zu einem *i*.“ Es bleibt zu untersuchen, wie weit bei dieser Umwandlung der Spirant *j* beteiligt ist. Fick weist in seiner lehrreichen Abhandlung „Wurzeln und Wurzeldeterminative“ (im Vgl. Wörterb. IV S. 1 ff) nach, dass „*i* im Wurzelauslaut durchgängig aus *a* entstanden“ ist (z. B. neben W. *mi* im Ssk.

mâ-ja); das hätte er auch für *dvi* neben *dva* geltend machen sollen, statt mit Benfey zwei getrennte Stämme anzusetzen. Übrigens zeigt das angeführte lit. Fem. *dvi* deutlich, dass *dva*, nicht *du*, wie Benfey annimmt, die Grundform ist; Fem. *dvi* : Masc. *du* = $\acute{r}$ ($\acute{\alpha}$) : $\acute{o}$ (s. u.)

Nun ist das *s* in *dvi-s* ein zugetretenes Suffix, wie im Griechischen $\tauριάχι$, $\acute{\epsilon}\xiάχι$ etc. zeigen, womit zu vergleichen ist das erwähnte altsächs. *ti-*, *te-* (neben der vollen Form *dis-* im Gotischen), welches auch ins Hochdeutsche übergegangen ist: *ze-slahan* = *zer-schlagen* (Pott I² 728). Lösen wir dieses Suffix, welches also nicht feststand, ab, so bleibt *dvi-* und seine Entsprechungen $\delta\iota-$, $\beta\iota-$, $\nu\iota-$, wie sie in der Zusammensetzung erscheinen, d. h. also, ein *dvi* (etwa aus *dva-ji*), in griechischer Gestalt $\delta\iota-$ aus *dja-ji* war das älteste *zweimal*, wie es in $\delta\iota\bar{\alpha}-\acute{\chi}\acute{o}\sigma\iota\omicron\iota$ dor. $\delta\iota\bar{\alpha}-\chi\alpha\tau\acute{\iota}\omicron\iota$ fast unversehrt erhalten ist. Hier hat sich nicht, wie in der Präposition $\delta\iota\acute{\alpha}$, *dja* zu $\delta\iota-$ verdünnt, sondern der Schmarotzer zu ι vocalisiert, wie in $\delta\upsilon\omicron$ der andere Schmarotzer zu υ , und das α hat sich erhalten. Dieses α wird lang durch den Zutritt des Spiranten: $\delta\iota\alpha-j = \delta\iota\bar{\alpha}-$; im Jonischen dagegen giebt dieser dem Vocal die Färbung η : $\delta\iota\eta-\acute{\chi}\acute{o}\sigma\iota\omicron\iota$ (genau so Fem. $\acute{\alpha}$, $\acute{\eta}$ neben Masc. $\acute{o}$ aus *hva* s. u. II). Das $\delta\iota\alpha-$ in $\delta\iota\alpha\acute{\chi}\acute{o}\sigma\iota\omicron\iota$ steht also ganz nahe dem verschollenen $\delta\upsilon\acute{\alpha}\chi\iota = \delta\iota\acute{\varsigma}$ (mit dem anderen Schmarotzer), das als eine späte Nachbildung angesehen werden kann; es konnte $\delta\iota\acute{\alpha}\chi\iota$ werden oder umgekehrt $\delta\upsilon\alpha-\acute{\chi}\acute{o}\sigma\iota\omicron\iota$. So $\tau\tau\tau\bar{\alpha}-\chi\omicron\nu\tau\alpha$, $\tau\tau\tau\bar{\alpha}-\acute{\chi}\acute{o}\sigma\iota\omicron\iota$, jon. $\tau\tau\tau\eta\chi\omicron\nu\tau\alpha$, $\tau\tau\tau\eta\acute{\chi}\acute{o}\sigma\iota\omicron\iota$ neben $\tau\tau\tau\acute{\alpha}\chi\iota$ etc. Die Grundform der Dreizahl ist *ta-ra* (s. u. II), daraus sowohl *tar* als *tra*; aus letzterem durch den Zutritt des Suffixes **tra-ji-s* d. i. *tris*. Daneben hat die Cardinalzahl das Suffix *-ja* in der ungeschwächten Gestalt: ssk. *trajas*, $\tau\tau\tau\epsilon\acute{\iota}\varsigma$, lat. *trēs*, *tris*. An das Neutrum $\tau\tau\tau\acute{\alpha}$ schliesst sich sodann sowohl $\tau\tau\tau\acute{\alpha}\chi\iota\varsigma$ neben $\tau\tau\tau\acute{\iota}\varsigma$, als $\tau\tau\tau\acute{\alpha}\chi\omicron\nu\tau\alpha$, $\tau\tau\tau\alpha\acute{\chi}\acute{o}\sigma\iota\omicron\iota$. Man darf deshalb das lat. *triginta* als eine Verkürzung aus *tria-ginta* ansehen (Corssen I² 386), die durch das daneben stehende *tri-* im Compositum begünstigt war.

So erklärt sich das lange α bzw. η in den Zehnern und Hunderten: es sind die verkürzten Multiplicativformen, denen in der Zusammensetzung der Vorzug gegeben wurde vor den vollen Formen, wie sie als selbständige Multiplicativa erscheinen: $\pi\epsilon\nu\tau\eta\chi\omicron\nu\tau\alpha$, $\acute{\epsilon}\xi\eta\chi\omicron\nu\tau\alpha$ für **πεντάχιδεχοντα*,

πεντακόσιοι für *πεντακίς κατιοι, wie die Tausende πεντακίς-χίλιοι etc. gezählt werden. Die spätere Zeit hat das α in πεντακόσιοι, ἑξακόσιοι gekürzt; aber Homer hat noch πεντηκόσιοι. Bemerkenswert ist, dass das Dorische an dem η in in den Zehnern teilnimmt, und dass dagegen das Attische das α in den Hunderten hat. Hier hat wohl ein Austausch stattgefunden, bis endlich die Nivellierung vollzogen war. „Da alle diese Formen, sagt G. Meyer (Gr. Gr. S. 48) von den Zehnern, aus nicht sehr alter Zeit überliefert sind, ist es wahrscheinlich, dass sie aus dem Attischen zugleich mit attischem Mass und Gewicht eingewandert sind“ — nachdem im Attischen das α in den Hunderten, namentlich in der bequemen Verkürzung, fest geworden war, müssen wir in dem Falle, dass Meyer's Vermutung richtig ist, zufügen. Bopp (II 89) sieht in τριᾶ-, τεσσαράκοντα etc. wie in den entsprechenden lateinischen Formen *quadrāginta* etc. „plurale Neutralformen mit verlängerter Endung“; das η in πεντηκοντα etc. soll die „Verlängerung der neutralen Plural-Endung“ sein, die er mit nichts anderem zu stützen weiss, als mit der „Neigung der drei Sprachen zu einer Vocallänge am Ende des ersten Gliedes dieser Composita“. Die Neutra hatten ursprünglich langes α im Plur. (Schleicher Comp. 527); aber wer sich darauf berufen wollte, der bliebe die Erklärung für das η schuldig, da auch im jonischen Dialekt ein neutrales -α niemals als η erscheint.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die entsprechenden Zahlwörter im Lateinischen, so sehen wir dort wie *bis* neben *δύς* so auch das lange α in den Zehnern stehen. Soll sich also die in *bis* und *tri-* wenigstens in der Composition (*tri-ceps* τρικέφαλος, *trigemini* τριίδιμοι etc.) begründete Gemeinschaft auch auf die Zehner erstrecken, so muss das ā in *quadrāginta*, *quinguaginta* etc. auf die alte Multiplicativform zurückgehen. Nun bildet das Lateinische die Multiplicativa auf -ies, -iens (*quinquies*, *quinguiens* etc.), worin Corssen (II² 42, 552 mit Aufrecht) ohne Zweifel richtig das Comparativsuffix -jans, ssk. -îjans erkennt: *μείζων* aus *μέγ-jων* (wo das schliessende -ς aufgegeben ist), *maior* aus *mag-jor* (wo die Nasalierung gegen den langen Vocal *maiôris* etc. aufgegeben ist und s, wenigstens im Masc., in r verwandelt ist, dagegen Neutr. *maius* aus *mag-jus*). Wir sehen

ferner, wie das *-jans* in Comparativformen wie *magis*, *nimis* etc. zu *-is* zusammenschwindet — welches *-is* beiläufig gesagt unserm *-er* im Comparativ (*gröss-er*) und dem *-est* im Superlativ (*gröss-est* = griech. μέγ-ισ-το-ς) zu Grunde liegt, ebenso der gewöhnlichen Superlativ-Endung *-is-simus* im Lateinischen. Mit Berufung auf Fälle, wie *cor* aus *cor(d)s* [?] neben *concordis* — er hätte besser *celer* etc. für **celeris*, *ag(e)r* etc. = ἄγρός anführen können — schliesst Corssen, dass auch das an die Stelle von **tris* (welches sich wohl wegen der Nachbarschaft von *trēs*, *trīs* nicht behaupten konnte) getretene *ter*, sowie *quater* ursprünglich ein schliessendes *-s* [vielleicht *-is* : **teris*, **quadris*, s. u. *quadringenti*] gehabt haben. Das ist durchaus glaublich, und Corssen irrt nur, wenn er auch andere *-s*, die mit dem Comparativsuffix nichts zu thun haben, in diese Erklärung zieht, wie *ex*, *abs*, *os-* etc. — also auch griech. ἔξ, ἄψ etc., wo doch das *-s* offenbar dasselbe ist, wie in πρό-ς, dessen Ursprung προ-τί verrät (s. u.).

Eine Gemeinschaft der griechischen und lateinischen Bildungen ist also gut bezeugt: das Suffix *-jans* dürfen wir für eine in welcher Weise auch immer entstandene Erweiterung aus einem ursprünglichen *ja* ansehen (Schleicher Comp. 463), dem dann zunächst ein *-jas* gefolgt sein mag, welches sich in *dvis*, δίς, *bis*, *magis* etc. über *-jis* zu *-is* verdünnen konnte. (Brugman in Kuhn Ztsch. 24, 1 ff. will beweisen, dass nur *-jas* anzunehmen sei; wie einige Sprachen zu der Nasalierung gekommen, sei unklar. S. darüber u. III). Mit skr. *dvis* in seinem Ursprung käme also formell überein *dvajas*, welches in der differenzierten Bedeutung *zweifach* daneben ebensowohl bestehen konnte, wie im Griechischen δίχα, δισσοός neben δίς und διά (s. u.); und im Lateinischen stände *quinqüiens* neben *bis* etwa wie griech. πεντάκις (aus *-kjas*) neben δίς. (Im Spätlateinischen sind folgerichtig auch *quinqüis*, *sexis* etc. gebildet worden). Die Verkürzungen δίς, *bis* treffen mit den Verkürzungen in den Comparativen *magis*, μέγισ-τος zusammen; und auch in bezug auf die Bedeutung des Suffixes lässt sich zwischen dem Comparativ und der Multiplicativzahl die Parallele ziehen: wie der Comparativ den Gegenstand vergleicht in bezug auf die Eigenschaft, so vergleicht das Multiplicativum die Handlung in bezug auf die Zahl, ein *zweimal*, *dreimal* setzt ein erstes Geschehen, das gesteigert wird, voraus, wie

ein *grösser*, *grössest* einen ersten Gegenstand, der eine Grösse hat. Das Cardinale zählt einfach die Gegenstände, ohne sie zu vergleichen; 5 Handlungen ist nicht 5mal die Handlung. Wie das Multiplicativum neben dem Comparativ, so steht das Ordinale neben dem Superlativ: *εἰκοσ-τός* neben *μέγισ-τος*, *vicesimus* (aus *vicent-timus*, *vicen-simus*) neben *maximus* (aus *mag-simus*), der *zwanzigste*, neben *grösste*. Der Vollständigkeit wegen erwähne ich noch, dass Benfey (Idg. Thema etc.) *dvis* für einen verkürzten Locativ Plur. aus ursprünglichem *dvi-sva* hält; aber daraus wäre wohl im Griechischen **δίον* oder **δίσον* geworden (wie *ἡμῖον*).

In betreff der Zehner ist also unsere Meinung, dass in *quinquā-ginta* etc. der erste Bestandteil eine Multiplicativform ist, die dem *quinquies* vorausliegt wie *διῶ-* (*δια-*) in *διακόσιοι* dem *δῖς*. Corssen (II² 317) sieht (mit Bopp s. o.) in beiden Bestandteilen *quinquā-gintā* einen neutralen Nominativ Plur., also = *quinquā-(de)centā* „fünf Zehner“; ebenso (I² 785) in *vi-ginti* einen alten Nominativ Dualis = *dvi-(de)centi* „zwei Zehner“. Das ist für den zweiten Bestandteil sehr einleuchtend; denn je höher die Sprache in der Bildung der Zahlwörter hinaufging, desto näher musste der Trieb liegen, dieselben der inzwischen ausgebildeten Nominalflexion anzugleichen — wie ja die Hunderte und Tausende volle Declination angenommen haben. Aber im ersten Bestandteil würde damit die Verbindung von *vi-ginti εἰ-κοσι* mit *dvis δῖς bis* nach allem, was wir über deren Ursprung sagen können, verloren gehen, es wäre nicht abzusehen, warum bei der Bildung des *zweizehn* eine andere Form des Dualis als die bereits geläufige *δύο duo* herangezogen worden wäre d. h. warum nicht *δύκοσι duginti* (wie *ducenti*) stände. Got. *tvai*, ahd. *quei*, *zwei* mag auf einen solchen verschollenen Dual zurückgehen (vgl. oben *bai*); aber das Gotische zählt dann auch die Zehner mit der unveränderten Cardinalzahl *tvai tigjus*, *threis tigjus*, *fidvor tigjus* etc. Sodann bliebe damit *πεντήκοντα* neben *quinquā-ginta* d. h. das *η* in den griechischen Formen, in welchem man doch unmöglich das Zeichen eines Neutr. Plur. erkennen kann, unerklärt stehen. Wie einleuchtend es also ist, dass *-ginti* ein Dual, *-ginta* ein Neutr. Plur. ist, so nötigt uns diese Annahme nicht, in *vi-*, *quinquā-* etwas anderes zu erkennen als die Multiplicativzahl (*zweimal zehn* etc.). Der verführerische

Gleichklang des *i*, *α* fällt in *διὰ-χόσιοι* fort, in welchem niemand einen Dual oder ein Neutr. Plur. erkennen wird.

In den Hunderten stehen den drei Formen *du-centi*, *tre-centi*, *sex-centi*, die in der Weise des Gotischen und Deutschen mit dem Cardinale zählen, *quadrin-genti*, *quin-genti* etc. mit offenbar anderer Bildung gegenüber. Aus einer Notiz des Verrius Flaccus schliesst Corssen (I² 638) auf Grund des als lang angegebenen *i* in *quīngenti*, dass hier wie in *nōngenti* die Distributivzahl statt des Cardinale eingetreten sei; *quīngenti* aus *quīni centi*, *nōngenti* aus *noni-genti*. Ich halte den Beweis nicht für erbracht, halte es vielmehr für wahrscheinlicher, dass die Nasalierung in diesen Formen auf die volle Form des Suffixes *-jans* zurückgeht, also *quadrin-* dem verlorenen **quadrien-s* (*quater*) zur Seite steht und *quingenti*, *nongenti* Abkürzungen aus **quinquin-* (d. i. *quinquien-*) *genti*, **novin-genti* sind (vgl. *quin-decim*, *quintus* etc.). Ja ich halte es für möglich, dass *quini* selbst d. h. das *n* der Distributiva *bīni*, *terni* (*trini*) etc. auf diesen Ursprung zurückgeht: die Distributiva, die das Griechische nicht kennt, sind in Flexion getretene Multiplicativa (*quīni* also aus **quinquien-i*, wie *sēni* aus **sexien-i* etc.) Auf diesen Ursprung geht wohl auch das *n* in unserem *zwan-zig* und *zween* = *zwei* (schon ahd. *zuēne*) zurück, welches wie der Ansatz zu der verlorenen Distributivbildung aussieht. Und vielleicht denn auch das schwierige ssk. *vinčati* etc., wo Benfey (Idg. Thema etc. 17) für möglich hält, dass der Nasal in ursprünglichem *-čanti* durch eine Art Assimilation einen Nasal in der vorhergehenden Silbe erzeugt habe und dann verschwunden sei. (Ähnlich Ascoli Krit. Stud. S. 100). Merkwürdig ist, dass der Nasal mit 40 absetzt; *pank*ācat* steht *πεντήκοντα*, *quinquā-ginta* gleich, und mit 60 tritt wieder eine stärkere Verkürzung ein. Aber es ist eine bekannte Thatsache, dass die Zahlwörter in Absätzen entstanden sind. Im Griechischen zeigt *τριά-κοντα* etc. gegen *εἰ-χόσι* in beiden Teilen eine Ablösung, und die (jüngere) Reihe der Hunderte hat, dem *τριά-κοντα* entsprechend, nicht mit *εἰ-χόσιοι*, sondern *διὰ-χόσιοι* begonnen.

Zu einer Variation in den Hunderten (*quadrin-* gegen *quadrā-*) war das Lateinische genötigt, wenn diese nicht mit den Zehnern zusammentreffen sollten; sie bot sich in dem einfachen Mittel. Man hätte aber auch ebenso gut mit der Car-

dinalzahl weiter zählen können, wie man angefangen hatte *ducenti* d. i. *duo centi*, *trecenti* d. i. *tres centi*. Im Griechischen konnte *πεντη-κόσιοι* neben *πεντή-κοντα* bestehen, da die Bezeichnung für hundert (*-κόσιοι* = dor. *-κατιοι*) durch den Zusatz des Suffixes am Wortschluss (*-kat-ja*) hinlänglich von der Zehnzahl differenziert war. Das Griechische und Lateinische haben die Reihe der Multiplicativa über *δύς* und *τοίς* hinaus vollzählig ausgebildet, dem entsprechend reicht hier die Gemeinschaft der Zählweise bis in die Zehner und Hunderte; wo, wie in unserer Sprache, die Multiplicativa nicht zur Ausbildung gelangt sind und durch Hilfsbildungen (got. *fidurfalth*, viermal vgl. *duplex* hom. *δίπτυχα* etc.) ersetzt werden, da werden auch die Zehner und Hunderte mit dem Cardinale gezählt, nicht durch Multiplication gebildet. Merkwürdig ist nur, dass die Multiplicativa zuerst an den zusammengesetzten Formen, zur Bildung der Zehner und Hunderte (wo sich freilich das Bedürfnis zuerst einstellen musste) erwachsen sind. Beim getrennten Gebrauch muss die Sprache lange mit *δύς*, *τοίς* ausgekommen sein, ehe sie dazu überging, die Fortsetzung mit dem alten *-κίς* zu bilden; die Mehrzahl der Sprachen ist überhaupt nicht zu einer Fortsetzung gekommen. Die Neigung der Sprache, durch Zusammensetzung zur Worteinheit zu gelangen, werden wir an anderen Beispielen zu constatieren haben; am auffallendsten zeigt sie sich bei der Negation, die dem getrennten Gebrauch voraus zuerst als Präfix erscheint (s. u. II).

Haben die dargelegten Anschauungen Bestand, d. h. sind *dvis* und seine Entsprechungen die stark verkürzten Formen, wofür ich sie halte, so müssen *dvi-*, *di-*, *vi-*, in Zusammensetzungen, selbstverständlich auch *dvis*, *δύς*, *bis* und *dis-* — nicht aber *di-* in *διά* und *διακόσιοι* — ursprünglich den langen Vocal gehabt haben. Nehmen wir die gekürzte Form des Suffixes *dvi-jis* oder die längere *dvi-jans*, aus beiden konnte ein *-is* hervorgehen — also *dvis* aus *dvi-is*. In der Zusammensetzung zeigen gr. *di-* lat. *bi-* den kurzen Vocal; ebenso *δύς*, *bis* und lat. *dis-* wie *d̄ir-imo* d. i. *dis-imo* (gegen *d̄irigo*, *d̄iripio* etc. für *dis-rigo*) beweist. Aber während das Skr. Präfix *vi-* sich in bezug auf die Quantität seinen Verwandten anschliesst, hat zend. *vi-* fast ohne Ausnahme den langen Vocal (Benfey Idg. Thema etc. S. 6). Als Zeugen für den ursprünglich langen Vocal können wir auch *bîni* anführen,

worin freilich manchen die Ableitung Pott's (I 705) aus *bis-ni* irre machen könnte. Aber ein ganz unzweifelhafter Zeuge ist eben das dem *bi-* vorausliegende *vi-* in *vîgintî*, alt *veigintî* (Corssen I² 785, aber wohl nicht *veigintei*, was doch zu erwarten war, wenn die beiden *i* auf derselben Stufe ständen), also aus ursprünglichem *va-jî*, *va-i*, *ve-i* wie *sî* = älterem *sei*. Nun gelangen wir auch zu griech. *εἴκοσι* d. i. *φείκοσι*, dorisch und böotisch *φίκατι* (wohl mit lang *ι*) lakon. *βείκατι* Hes. (wo *β* das *φ* vertritt s. u. III). Der Diphthong ist also nicht, wie Curtius (134) meint, „missbräuchlich in die erste Silbe eingedrungen“, sondern *φείκοσι* ist das ursprüngliche. Damit ist denn auch der ansetzende Hilfsvocal in dem hom. *ἐείκοσι* gedeckt (vgl. *ἔδνα* etc. Curtius 565). Auch der Spir. asper in dem von Hesychius überlieferten *ἱκαρτιν* = *εἴκοσιν* erklärt sich leicht: von *hv* (aus *kv*, wie es in ahd. *quei* erhalten ist) blieb gewöhnlich übrig *v* (*vî-*, *φει-*), es konnte aber auch *h* übrig bleiben (vgl. *ἔ* und *φῑ*, beides aus *hvῑ* s. u. II). Zum Schlusse noch das lat. *vê-* in *vêcors*, *vêsanus*, welches zwar nicht Multiplicativum ist, aber durch die Bedeutung der Trennung und Absonderung seine Zugehörigkeit zur Zweizahl documentiert, wie das ssk. *vahis* (s. o.), zu welchem *excors* = *vecors* die Brücke schlägt. Clemm (Curtius' Stud. VIII 64) knüpft das Wort direct an den Stamm *dva*, mit der Locativ-Endung *dva-i*; er hätte nur statt *dva* die Vertretung *va* setzen sollen. (Das *ê* neben *î* zeigt auch volskisch *sê* = *sî*).

Damit wäre die Frage wegen des *δι* in *διὰ* geschlossen; wir kommen zu dem zweiten Bestandteil *-ja*. Über diesen haben wir nun auch unser Urteil: *-ja* fällt in seinem Ursprung zusammen mit dem allgewaltigen, in seinen Spuren in allen Sprachen unserer Verwandtschaft so weithin erkennbaren Suffixe *ja* und ist der abgeschliffene Rest eines vordem kräftigen Lautes *kja* (*hja*, *ja*). Das Suffix *-ja* bildet Nomina (vgl. oben *μέλισσα*) und spielt in der Verbalflexion eine wichtige Rolle, wo es namentlich das Suffix des Optativs ist, wie *a* Suffix des Conjunctivs: *ἐσ-jην* (*εἶην*) = lat. *(e)s-jam* = *siem*, *sim*, unser *sei*. Als Präsenserweiterung haben wir es bereits angeführt: *βάν-ja* (*βαίνω*) = *venio*. Ziemlich angenommen ist seit Bopp (II 357) die Meinung, dass das *ja* der Präsenserweiterung die Wurzel *ja*, *gehen* (*εἶμι*, causativ *ἵημι*) bedeute, die als Hilfsverbum zur Bildung der Formen zugesetzt werde,

wie wir unser schwaches Präteritum mit *thun* bilden: got. *habai-dêdum*, wir *hatten* = *haben thaten wir*, und wie wir sagen: *spazieren gehen* mit dem Sinne eines Präsens, *baden gehen* im Sinne eines Futurums, *verloren gehen* in passivem Sinne, vgl. lat. *cubitum ire*, *laudatum iri*, franz. *je vais donner* (Curtius, das Verbum der griech. Sprache I² S. 296 ff.). Für den Optativ, der das Suffix in der Gestalt *i* zeigt, dachte Bopp an die Wurzel *î* „wünschen“; das stimmte freilich zu *εἶην* „*ich* wünsche zu sein“, liesse uns aber bei der 2. Ps. sofort im Stich, da *εἶης* nur heissen könnte „*du* wünschest zu sein“, aber nicht „*ich* wünsche, dass *du* seist“. (Delbrück Einl. in das Sprachst. S. 95). Dazu kommt, dass man die Existenz dieser W. *î* „wünschen“ überhaupt in Zweifel gezogen hat, da dieselbe mit der W. *i* „gehen“ (d. i. ursprünglich *ja*) zusammentrifft: „wünschen“ ist „gehen nach etwas“ (vgl. *ἵεμαι*).

Aber mit all diesen Versuchen lässt sich zunächst die Verwendung des Suffixes zur Nominalbildung (*μέλιτ-ja* etc.), welches doch wohl, da es im Laute und in den Lautveränderungen, die es hervorruft, genau übereinstimmt, dasselbe sein muss, nicht erklären, geschweige denn ein Fall wie *διὰ* (*δι-ja*). Zudem bliebe *ja* nun zu erklären, wie die Begriffe *gehen* oder *wünschen* selbst entstanden sind. Und schliesslich käme die Verwendung des *ja* als selbständigen Wortes in dem Pronomen sskr. *jas*, dem wir das lat. und got. *is* zur Seite setzen werden, in Betracht. Alles ordnet sich, wenn wir von den einfachen Urlauten *a* beim Conjunctiv, *ja* beim Opt. etc. ausgehen, die, wie gesagt, ursprünglich nichts anderes sind, als die Raumpartikeln, aus denen die ersten Pronomina wie die ersten Suffixe erwachsen sind. Aus dem *da* ist das *der* geworden, wie das *ja*, womit wir unsere Rede bekräftigen (s. u. II). Mit letzterem mag dann in seinem Ursprung das *ja* des Optativs zusammenfallen, welches der Verbalwurzel die urgierende Kraft zufügte, die zur wünschenden werden konnte — etwa wie wir dem Imperativ zusetzen *ja* *thue* oder *thue doch*. Und so dürfte die geläufige Präsenserweiterung nichts anderes bedeuten, als eben die Erweiterung der Handlung selbst d. h. die Dauer. Ein „weiter“, das ist auch der Sinn des Comparativsuffixes, von dem die Rede war — wie das andere Comparativsuffix *tar* (*σοφώτερος*) dies deutlich zeigt (s. u. II). Da ist es denn nicht ohne Bedeutung, dass *ja*,

welches sich zu *i* verdünnen konnte, die Wurzel von *εἶμι*, (d. i. *a-ja-mi* s. u.), *eo* ist — was denn nichts anderes heisst, als dass der Begriff *gehen*, aus dem man das Suffix erklären will, selbst seine lautliche Darstellung in jenem *ja* gefunden hat.

Nun hat sich das ursprünglich volltönende Suffix im Inlaut d. h. im Wortinneren, in welches es durch die Zusammensetzung gekommen war, abgeschliffen zu der Form *-ja*, und auch diese behauptet es nicht einmal, indem es sich verdünnt zu *i* oder sich durch Epenthese (s. u.) umsetzt in den Wortstamm: *βαίνω-venio*. Aber zahlreiche Fälle werden wir treffen, in denen der volle ursprüngliche Laut erkennbar wird, und zwar in der Gestalt *kja*, *hja* sowohl, wie *tja*, *dja*. Wir haben über *πράττω* gehandelt und bereits angedeutet, dass in der Verdoppelung des *τ* der ehemalige explosive Anlaut des Suffixes sich noch geltend macht. Es ist also nicht sowohl *πράκ-jω*, als *πράκ-tjω* zu Grunde zu legen; von da aus ist die Dentalisierung des *κ* erleichtert und zugleich erwächst der explosive Anlaut des Suffixes im Anschlusse an die Tenuis des Stammes wieder zu der vollen Stärke. So entstand *πράττω*, während *πράσσω* den Weg über *πράτ-tjω*, *πράτ-σω* gemacht hat. Ebenso *ῥέδδω* d. i. *ῥεδ-djω* neben *ῥέζω*. Dasselbe gilt von dem Comparativsuffix und dem Nominalsuffix *-ja*: ein *ῥκ-tjων* = *ῥττων* bildet die Brücke von *δί-jις* = *δίς* zu dem *-κίς* (*πεντά-κίς*) und *-τις* (dial. *ἄμα-τις* = *ἅπαξ*), in welchem wir die Urgestalt des Suffixes erkennen wollten; und wiederum reicht in *μέλιτ-tja*, *μέλιτ-σα* = *μέλισσα* das *ja*, welches hier als *-σα* auftritt, dem Nominativsuffix *-s* (aus *sja* s. u. II) die Hand. Endlich zeigt auch das *ja*, welches wir als die Wurzel von *εἶμι* und als identisch mit dem Verbalsuffix *ja* annehmen, die Spur eines ursprünglich verdickten Anlautes: in völlig überzeugender Weise stellt Curtius (G. E. 403) zu *εἶμι*, als Causativum „gehen machen“ *ἱημι* d. i. *hji-hjâ-mi*, wo denn von dem *hj* einmal, d. h. in der Reduplicationssilbe, *h* geblieben, das andere mal in der Stammsilbe *j* — *hi-jâ-mi*; *hj* selbst aber weist sich als die Verdünnung von *kj* aus (vgl. *ἱκαντιν* S. 37). Die causative Bedeutung gehört einer jüngeren Entwicklung an (Curtius, Chronologie der idg. Sprachf. S. 243); die jüngere Begriffserrungschaft knüpft an die ältere Wortform an (s. u. andere Beispiele)

Durch die Dentalisierung waren die Verba, deren Stamm mit *k*-Laut schliesst, auf die Linie der Stämme mit *t*-Laut geworfen (*πλάσσω*, *πλάττω*); *ττ* vertrat *κτ*. Das einzige, welches *κτ* behauptete (von *τίκτω* abgesehen, welches ohne Zweifel in der uralten Lizenz durch Umstellung aus *τι-τκω* d. i. *τι-τέκω* geworden ist), ist *πέκτω*, „wo vielleicht die Unterscheidung von *πέσσω*, *coquo*, die übliche Behandlung der Lautgruppe *kj* gehindert hat“, bemerkt Curtius (G. E. 667) mit Recht — er durfte eben darum nicht *πέκτω* (mit *τίκτω* und dem verschollenen *φάρκτεσθαι*) als Zeugnis für seine „Präsenserweiterung *τ*“ aufführen, die er in den jetzt zu besprechenden Verben mit *πτ* (*τύπτω*) finden will. Warum erklärt er nicht auch das zweite *τ* in *πράττω* als Präsenserweiterung? War das Suffix ein einfaches *-ja*, so konnte aus *πράκ-ja* *πραίκω* werden, wie in dem hom. *πείκω* = *πέκτω*, eben wieder um *πέσσω*, *coquo* auszuweichen, geworden ist. Das Lateinische hat neben *pecto* noch *plecto*, *flecto*, *necto* von derselben Bildung. Es lag also kein Zwang vor (wie Curtius meint), dass *pecio*, *plecio* etc. wurden, wie diese Bildung in *specio* neben gr. *σκέπτομαι*, *sarcio* neben *ζάπτω* wirklich zum Vorschein gekommen ist. Das italienische *petto*, *cotto* etc. französ. *jeter* etc. sind der moderne Reflex des jahrtausende alten Processes, der *πράττω* brachte.

Erkennen wir dieses alles an, so erklärt sich die Bildung der vielbesprochenen Verba von selbst, in denen *πτ* im Präsens zusammentrifft. Hatten die Stämme mit *k*- und *t*-Laut sich zu der Präsensbildung *-τ-τω* vereinigt, so blieben die Stämme mit der dritten Tenuis, dem *p*-Laut, diese setzten das *-τω* in gleicher Weise an (*τύπ-τω*, *βλάπ-τω* etc.). Kuhn war der Wahrheit sehr nahe gekommen, als er vermutete, dass dieses *-τω* der Vertreter eines *-ja* sei (Nachweise bei Curtius G. E. 663 und Vb. I 233); der Spott Pott's (E F. II, 1, 790): „Es ist nichts so wohlfeil, als hinter Gutt. und Dent. ein *j* hinzumalen“, verfehlt sein Ziel. Aber in dem Mittel, von *-ja* auf *τω* zu kommen, vergriff sich Kuhn: *τύπ-τω* soll für *τύπ-ja* stehen, vor dem *j* soll sich dann ein *δ* erzeugt haben *τύπ-δja*, welches sich weiterhin dem *π* assimilierte zu *τ*, während der Spirant ausfiel. Hier wirft Curtius mit Recht ein, dass man dann ein *βλάβδω* (W. *βλαβ*) und *κρίφθω* (W. *κρυφ*) zu erwarten habe. Wir werden von dieser (sonst auch

von Curtius adoptierten) Erzeugungstheorie noch zu reden haben und nachweisen, dass es sich in allen betreffenden Fällen nicht um die Erzeugung eines neuen Zulautes, sondern um die Erhaltung des alten und echten Lautbestandes handelt. Alles Bedenken schwindet bei unserer Auffassung und wir haben nicht nötig zu dem Auskunftsmittel Curtius', nämlich der Präsensterweiterung τ zu greifen (wozu sich auch Pott bekennt, der $\pi\rho\acute{\alpha}\tau\tau\omega$ aus $\pi\rho\acute{\alpha}\kappa\text{-}\tau\omega$ entstehen lässt. Die Existenz des Wurzelterminativs t überhaupt soll hiermit selbstverständlich nicht geleugnet werden). Wir müssen für alle diese Verba, so gut wie bei denen mit $\sigma\sigma$, $\tau\tau$, die Tenuis als den ursprünglichen Laut, der sich im Präsens geltend macht, anerkennen, ob derselbe gleich in den weiteren Bildungen der Erleichterung zur Media ($\beta\lambda\acute{\alpha}\beta\eta$, $\beta\lambda\alpha\beta\epsilon\rho\acute{o}\varsigma$) oder Aspirata ($\kappa\rho\acute{\upsilon}\varphi\alpha$, $\kappa\rho\upsilon\varphi\alpha\iota\omicron\varsigma$, daneben $\kappa\rho\acute{\upsilon}\beta\delta\alpha$) erlegen ist. Gerade der Tenuis-Character des Stammes hat in allen diesen Bildungen auch die anlautende Tenuis des Suffixes, die überall am Schwinden war, wieder aufgefrischt. Die „Berührung mit j “ konnte freilich nicht kurzer Hand die Tenuis wiederherstellen (vgl. Ascoli Krit. St. 349). Wer $\beta\lambda\acute{\alpha}\beta\theta\omega$, $\kappa\rho\acute{\upsilon}\varphi\theta\omega$ postulieren wollte, müsste erst auch $\pi\rho\acute{\alpha}\delta\delta\omega$ oder auch $\pi\rho\acute{\alpha}\zeta\omega$ (nach $\pi\acute{\epsilon}\pi\rho\alpha\gamma\alpha$, $\pi\rho\acute{\alpha}\gamma\omicron\varsigma$), $\beta\acute{\eta}\theta\theta\omega$ statt $\beta\acute{\eta}\sigma\sigma\omega$ (nach $\beta\acute{\eta}\xi$, $\beta\eta\chi\text{-}\acute{o}\varsigma$) vorzeigen. In $\sigma\varphi\acute{\alpha}\zeta\omega$ (böot. $\sigma\varphi\acute{\alpha}\delta\delta\omega$) und $\sigma\varphi\acute{\alpha}\tau\tau\omega$, in $\acute{\alpha}\rho\mu\acute{o}\zeta\omega$ und $\acute{\alpha}\rho\mu\acute{o}\tau\tau\omega$ stehen sich wirklich beide Bildungen in demselben Worte gegenüber. Es war ja an sich nicht unmöglich, dass die Lauterweichung, die in den übrigen Formen Platz gegriffen hatte ($\pi\acute{\epsilon}\pi\rho\alpha\gamma\alpha$), zuletzt auch in das Präsens eindrang.

Die Spuren einer solchen kräftigeren Articulation des Suffixes neben der abgeschliffenen Lautform trafen wir bereits bei dem Stamme $\delta\iota\text{-}$: wir durften es für wahrscheinlich halten, dass $\delta\acute{\iota}\varsigma$ und $\tau\rho\acute{\iota}\varsigma$ aus $\delta\acute{\iota}\text{-}j\iota\varsigma$ und $\tau\rho\acute{\iota}\text{-}j\iota\varsigma$ zusammengeschoben seien, und dass diesem $-j\iota\varsigma$ das $-κ\iota\varsigma$ der übrigen Multiplicativa entspreche, also dem j ein älteres k oder kj gegenüberstehe. Aber wir haben einen besseren Zeugen: die Weiterbildung $\delta\acute{\iota}\chi\alpha$ und dessen Doppelgänger $\delta\iota\chi\theta\acute{\alpha}$ zweifach. Das Griechische hat den mit dem Schmarotzer behafteten Urlaut kja ebenso wenig wie kva unversehrt bewahrt, sondern wo nicht die geklärte Explosiva zum Vorschein kommt, die Erweichung vorgenommen. Neben lat. *pinguis* (ursprünglich kv , vgl. skr. *takus* = $\tau\alpha\chi\acute{\upsilon}\varsigma$) steht griech. $\pi\alpha\chi\acute{\upsilon}\varsigma$, ebenso *brevis* (über

bregvis, brehvis = *βραχύς*. Der Schmarotzer ist zu *v* vocalisiert und zugleich der explosive Anlaut zu *χ* d. i. *kʰ* erweicht. So ist in dem neben dem hom. *οὐκί* stehenden *οὐχί* (vgl. *μήχι, ναίχι* s. u. II) das ursprüngliche *κ* offenbar durch den Einfluss des folgenden Schmarotzers (Grundf. *kja* = *-κί* und *-χι*) erweicht. Das ist der Weg, auf dem die arischen Sprachen zu ihrem *ç* (welches freilich eine stärkere Erweichung bedeutet als griech. *χ*) gelangt sind: ssk. *daçan* Grdf. *daçʰa*, dem griech. *δέκα*, lat. *decem* entsprechen (s. o. S. 22). So wird *δίχα* zu erklären sein: aus *δι-kja*, der explosive Anlaut ist nicht geschwunden wie in *δι-ja, διά*, sondern hat sich behauptet und die Rolle des Hauchlautes übernommen; *δίχα* ist nichts anderes als ein primitives *διά*.

Neben *δίχα* steht in ganz gleicher Bedeutung *διχθα*, wie *χθαμαλός* *humilis*, *χθών* *humus* neben *χαμαί* *humi*, *χθές* neben *her-i* (*r* für *s*), *hesternus*, *gestern*. Was soll das θ? Bopp (I 28) bringt es in die vage Rubrik des „unorganischen Zusatzes“: am Wortanfange sollen sich zuweilen *t*-Laute an Mutae anderer Organe als unorganische Zusätze anhängen (*πτ, κτ, φθ, χθ, βδ, γδ, πτόλις* = *πόλις γδοῦπος* = *δοῦπος* etc.). Gleich leer ist Benfey's „stützender *t*-Laut“ (Griech. Wurzellex. II S. 208). Denn zunächst bedürfen *χ* und *π* keiner „Stütze“, da sie ja hundertfach im Anlaut bloss auf sich selbst angewiesen sind. Sodann wäre das keine Stütze, die den Laut erleichterte, wie etwa das *δ* in *ἀνδρός*, das *θ* in *ἄνθρωπος* durch die Verbindung des *νθ* von selbst herbeigeführt wird, es wäre vielmehr offenbar eine Erschwerung der Aussprache. Ausgehend von dem ssk. *hjas* = *χθές*, dessen *hj* auf ein griech. *χj* schliessen lasse, lässt Grassmann (in Kuhn Ztschr. XI S. 17) sich *j* geradezu in *θ* „verwandeln“, wie *πj* in *πτ, qj* in *φθ*; ebenso *κj* in *κτ, γj* in *γδ*, wo er jedoch genötigt ist hinzuzufügen, dass er „keine sicheren Beispiele dafür kenne“. Ebenso wenig ist die Erklärung, die Curtius (Gr. E. S. 662) giebt, haltbar: vor dem *j* des voraussetzenden *χj* soll sich ein dentaler Laut erzeugt haben, der sich neben dem *χ* zu *θ* assimilierte und dann das *j* verdrängte. Ähnlich Ascoli (Krit. St. S. 377), der in dem *t*-Laut das „angeschwollene *j*“ erkennt (in *πτ* aus *πj*, wie in *χθ* aus *kʰj*). Wir haben bereits bei dem angeblichen *τύπ-jω, τύπ-δjω* bemerkt, dass wir diese ganze Erzeugungs- oder Anschwellungstheorie im Fort-

gang unserer Untersuchung als unhaltbar zu erweisen gedenken, und fügen hier nur bei — wovon auch noch die Rede sein wird — dass es unstatthaft ist, das Sanskrit zum Ausgangspunkt der Untersuchung zu machen und im Griechischen ein γj voranzusetzen, weil im Ssk. $h j$ steht. Die Sprachen, und so auch das Sanskrit, gehen in der Erweichung und Vereinfachung der Laute jede ihren eigenen Weg, und aus dem Umstande, dass das Sanskrit die älteste Sprache unserer Sprachverwandtschaft ist, ergibt sich nicht der Grund zu der Annahme, dass es auch in jedem Falle die Laute in der grössten Ursprünglichkeit erhalten habe — wofür wir schon in dem lateinischen *qu* einen Gegenbeweis gefunden haben und weitere Belege noch finden werden.

Offenbar müssen wir bei $\chi\theta\acute{\epsilon}\varsigma$ von einer Grundform $kja-s$, erweicht $khja-s$, ausgehen. Das Ssk. hat hier, ähnlich wie in *acvas*, den explosiven Anlaut erweicht, ohne den Schmarotzer aufzugeben; $hjas$ ist ein erweichtes $kja-s$. Aber neben kj steht seit Anbeginn tj , — wie schon neben $\delta i-kja$, woraus $\delta i' \chi a$, in uralter Vertauschung $\delta i-tja$ steht, das in dem abgeleiteten Adjectivum sich (in derselben Weise wie $\delta\tau\tau i$ und $\delta\sigma\sigma o\varsigma$) zu der doppelten Gestalt $\delta i\tau\tau\acute{o}\varsigma$ und $\delta i\sigma\sigma\acute{o}\varsigma$, *zweifach*, niederschlug. Aus diesem tj haben wir $\chi\theta$ herzuleiten: durch Verhärtung des Spiranten und damit zugleich eintretendes Umspringen der Laute entstand die dem Griechischen eigentümliche Lautverbindung $\kappa\tau$ im Anlaut, wozu $\chi\theta$ sowohl wie $\gamma\delta$ die geschwächten Formen darstellen. Ganz in derselben Weise aus tv $\pi\tau$, $\varphi\theta$, $\beta\delta$; $\kappa\tau$ ist also das assimilierte $j\tau$, $\chi\theta-j\theta$, $\gamma\delta-j\delta$; ebenso $\pi\tau$ das assimilierte $v\tau$, $\varphi\theta-v\theta$, $\beta\delta-v\delta$. Das sind die einzigen Formen, unter denen sich der Schmarotzer hinter dem t -Laute d. h. tj und tv , welche das Griechische sonst beseitigt, erhalten hat. In dem π , welches wir (S 11) dem κ gegenüberstehen sahen, ist die Explosiva des ursprünglichen kv verhaucht, hier konnte also nichts umspringen. Aber dieses $\pi\tau = tv$ hilft den Weg beleuchten, auf welchem $\pi = \kappa$ zu stande kam. Und zugleich bestätigen diese $\pi\tau$, $\kappa\tau$ die Gründe, die wir gegen die Herleitung von di , vi aus dvi (S. 26) vorgebracht haben: ein k konnte verhaucht werden und so π an die Stelle von κ kommen; für t , wo es einmal stand, gab es ein solches Mittel nicht, hier blieb $\pi\tau$, $\kappa\tau$, wie d in dvi nicht einfach abgelegt werden konnte.

Im Gegensatz zum Sanskrit also, welches den explosiven Anlaut in *hjas* erweicht, um ihn dem Schmarotzer conform zu machen, wird im Griechischen der Schmarotzer verhärtet, um ihn dem explosiven Anlaut so anzugleichen, dass beide Laute sich erhalten konnten. Es war überhaupt nicht wünschenswert, beide Laute zu erhalten, es widerspricht dem sonst überall bethätigten Bestreben der Sprachen, die Laute durch Klärung zu vereinfachen. Darum müssen solche Lautgebilde wie *κτ*, *χθ*, *πτ*, *φθ* als frühe Versuche, der unbequemen Urlaute Meister zu werden, angesehen werden, die darum als verunglückt erscheinen, weil sie zu noch unbequemerem Lautgebilden geführt haben. Das ist denn auch der Grund, weshalb die *κτ*, *πτ* etc. als Vertreter einfacher Laute — wo sie nicht, wie in *τύπ-τω*, durch Composition im Inlaut nebeneinander kommen — so selten sind, und weshalb ihnen mehrfach die einfachen Laute gegenüberstehen: *τύπος* (mit geklärtem *τ*) neben *κτύπος*, *δοῦπος* neben *γδοῦπος*.

Als eine solche Klärung des Lautes kann aber nicht *χαμαί* neben *χθών* und *χθαμαλός*, *πόλις* und *πόλεμος* neben *πτόλις*, *πτόλεμος* angesehen werden, denn diese musste den *τ-(θ)*Laut zurücklassen; vielmehr müssen diese Formen von vornherein den andern Weg gegangen sein, der direct zu dem einfachen Laut führte: *χαμαί* aus *kj* (wie *δίχα*), *πόλις* aus *kv* (= *tv*), wie *πόσος* etc. mit Labialismus; *χ* ist nicht erst geworden, nachdem *χθ* schon war. Und ebenso wenig *χθ*, nachdem *χ* schon war. Denn wäre das *θ* „accessorisch“ (Curtius 197), so wäre dies eine Erschwerung, die sich die Sprache nachträglich auferlegt hätte, und das widerspräche dem in der Sprachentwicklung geltenden Grundsatz, den Curtius selbst (429) so richtig aufgestellt hat: „Jeder Lautübergang, der nicht als Schwächung angesehen werden kann, gilt von vornherein für unglaublich.“ Vielmehr sind jene wenig zahlreichen Wortgestalten Reste einer uralten Erbschaft, welche die Sprache nicht mehr loswerden konnte. Überdies haben wir für *χθές* einen Fingerzeig, dass das *θ* nicht accessorisch sondern der Hauptlaut ist, in der elischen Form *σερός*, die Curtius (201) über *(χ)θες-ός* mit *χθές* in Verbindung zu bringen versucht. Aber das *σ* an der Spitze ist direct aus *tj* hervorgegangen, wie überall, wo in den Dialekten *σ* einem gemeingriechischen *θ* gegenübersteht: lakonisch *σιός* = *θείος*

(Ahrens II 66). Die sicherste Auskunft über $\chi\theta\acute{\epsilon}\varsigma$ giebt uns das homerische $\chi\theta\iota\zeta\acute{\alpha}\ \tau\epsilon\ \kappa\alpha\iota\ \pi\rho\acute{\omega}\iota\zeta\alpha$ (Il. 2, 303), wovon das letztere offenbar $\pi\rho\acute{o}\text{-}\acute{j}\iota\zeta\alpha$, unser *vorgestern* ist: neben $\chi\theta\iota\text{-}\zeta\acute{o}\varsigma$ (d. i. $\chi\theta\iota\text{-}\delta\acute{j}\omicron\text{-}\varsigma$ Curtius 603) also im Inlaut $\text{-}\acute{j}\iota\text{-}\zeta\omicron\varsigma$, d. i. $hji\text{-}$, womit das Griechische dem Sanskrit und Lateinischen die Hand reicht. Der ausfallende Schmarotzer bewirkt die Verlängerung des Vocals in $\pi\rho\omega\text{-}$ (vgl. unten $\acute{\iota}\sigma\tau\acute{\iota}\eta$ und lat. $pr\hat{o}$ etc.), womit schon allein ein ursprüngliches $\delta\acute{\iota}\alpha$ gedeckt ist. (Wir werden auf das merkwürdige Wort, das vermöge seiner directen Ableitung aus kja , tja , wie das besprochene Suffix $\text{-}ja$, ursprünglich nichts anderes, als ein *weiter*, *vor* in bezug auf die Zeit ist und zwar so gut vorwärts wie rückwärts — got. *gistra dagis*, morgen, vgl. lat. *proximus*, griech. $\pi\rho\acute{o}\tau\epsilon\rho\omicron\nu$ *früher*, neben $\pi\rho\acute{o}\tau\acute{\epsilon}\rho\omega$ *vorwärts* — noch einmal zurückkommen). So steht $\delta\iota\chi\theta\acute{\alpha}$ zu $\delta\acute{\iota}\chi\alpha$, wie $\chi\theta\alpha\mu\alpha\lambda\acute{o}\varsigma$ zu $\chi\alpha\mu\alpha\acute{\iota}$, und zu $\delta\acute{\iota}\alpha$ wie $\chi\theta\iota\zeta\acute{\alpha}$ zu $\pi\rho\acute{\omega}\iota\zeta\alpha$.

Mit $\delta\acute{\iota}\alpha$ sind die ziemlich zahlreichen Fälle im Homer gedeckt, wo das gewöhnlich kurze ι in der vorletzten Silbe lang ist: in der Feminin-Endung $\text{-}\acute{\iota}\eta$ z. B. $\acute{\iota}\sigma\tau\acute{\iota}\eta$, $\acute{\upsilon}\pi\omicron\delta\epsilon\zeta\acute{\iota}\eta$ etc. (worüber eingehend handelt v. Hartel, hom. Studien III). Wir haben auch hier zunächst von der volleren Form $\acute{\iota}\sigma\tau\acute{\iota}\eta$ auszugehen, in welcher der Spirant für das Auge geschwunden ist, für das Ohr aber seine Spur in dem gedehnten ι zurückgelassen hat. Die kyprische Schrift hat besondere Silbenzeichen für ja , je , ji : $\acute{\iota}\eta\alpha\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\iota}\eta\epsilon\theta\acute{\eta}\varsigma$, $\pi\acute{o}\lambda\acute{\iota}\eta$ (Deecke und Sigismund in Curtius' Stud. VII 219 ff.). Dazu $\acute{\iota}\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ d. i. $\acute{\iota}\eta\epsilon\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$, $\acute{\iota}\omicron\mu\epsilon\nu$ d. i. $\acute{\iota}\eta\omicron\mu\epsilon\nu$ (neben $\acute{\alpha}\lambda\lambda'\ \acute{\iota}\omicron\mu\epsilon\nu$) — der Beweis für das ursprüngliche j in $\acute{\epsilon}\acute{\iota}\mu\iota$, $\acute{\epsilon}\eta\mu\iota$ (s. o.). Auch $\acute{\eta}\acute{\iota}\alpha$ (Od. 2, 289) neben $\acute{\eta}\acute{\iota}\alpha$ und $\acute{\eta}\alpha$, $\sigma\upsilon\beta\omicron\sigma\acute{\iota}\alpha$ (Il. 11, 679). Hier liegt ein $\acute{\eta}\acute{\iota}ja$, und $\sigma\upsilon\beta\omicron\sigma\acute{\iota}ja$ voraus, welches aller Wahrscheinlichkeit nach aus $\text{-}\acute{\iota}\delta\acute{j}\alpha$ zusammengeschmolzen ist und ursprünglich das Deminutivum bezeichnet (worüber unten II Genaueres). Die beim Deminutivum häufig noch erhaltene Betonung z. B. $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\iota}\omicron\nu$ weist noch auf diese Zusammenziehung hin; $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{o}\varsigma$ ist das Gold im allgemeinen als Metall, $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\iota}\omicron\nu$ das Einzelwesen von Gold, die Goldsache. So $\acute{\eta}\acute{\iota}\alpha$ (welches wohl zu $\acute{\alpha}\omega$, sättigen, gehört) essbare Gegenstände, Esswaren, $\sigma\upsilon\beta\acute{o}\sigma\iota\alpha$ wie lat. *pecudes* zu *pecora*. Die spätere Sprache hat die Endungen, oder was dasselbe ist, die Suffixe überall verkürzt, und dies steht in Verbindung mit der Zurückziehung des Accentus;

Homer kann nur *συβοσία*, *ῥία* betont haben, obwohl es sein Vorrecht ist, daneben auch von den verkürzten Formen *ῥια*, *ῥα* Gebrauch zu machen.

Jenen Doppellauten *κτ*, *πτ* etc. stehen zur Seite die Doppellaute, deren erster Bestandteil *s* ist: in *tj* und *tv* konnte der explosive Anlaut zu *s* erweicht werden und dabei doch der Spirant sich durch Verhärtung erhalten. So entstehen aus *sj*: *σκ*, *σχ* (*σγ* im Anlaut nicht vorhanden), aus *sv*: *σπ*, *σφ* (*σβ* nur in *σβέννυμι* und seiner Sippe). Damit erklärt sich, dass mehrfach *σκ* (aus *tj*) neben *χ* (aus *kj*) tritt. So in den böotischen Deminutivformen *-ιχος* = *ιωχος* (Curtius 690), wo der Form nach die gotische Adjectivendung *-isk* (unser *-isch*) entspricht z. B. *mannisks*, *menschlich* d. i. unser *Mensch*. Darf man diesem ssk. *manushjas* an die Seite setzen, so zeigt das Sanskritsuffix (*shja* aus *sja* Bopp III 432) deutlich den Ursprung des got. und griech. *sk*. Und auch hier kann durch Umspringen der Laute *ξ* werden aus *σκ*, *σχ*, *ψ* aus *σπ*, *σφ*: das Reflexivpronomen *σφε* (aus *sv* s. u.) ist in Dialekten *ψε*, neben lat. *spiritus* (W. *spu*) steht griech. *ψυχή* (aus *σπυκή*, wohl unser „Spuk“), und neben *σύν* (aus *sv* steht *ξύν* (über *σκ* aus *sj* = *sv*, welches also eigentlich *ξίν* lauten müsste, wie es in der entsprechenden Relativform *ίνα* steht s. u. II), lat. *cum* (*quom*, aus *kv*, wie auch aus griech. Mundarten *κυν-* in der Zusammensetzung = *συν-* überliefert ist, Curtius 533). So denn auch das jonische *διξός* neben den oben besprochenen *δισσός*, *διττός*.

Weiterhin erklären sich nun andere Lautvermengungen in einfacher Weise: *κτείς* Kamm wird man nicht trennen können von *ξάινω* kämmen; *κτ* und *ξ* finden sich zusammen in *tj*. So neben griech. *χθών*, *χθαμαλός* sskr. *ksham*, wie *kshitis* neben *φθίσις*, Hes. *ψίσις* (Curtius 693) d. h.: *tj*, *sj* neben *tv*, *sv* vgl. neugriechisch *ἐψές* = *ε-χθές* (mit ansetzendem Hilfsvocal). Skr. *kshan* neben griech. *κτείνω* zeigt die Erweichung, die das Griechische in diesem Falle nicht beliebt hat. Zu *κτείνω* mit *ξ* das vielgedeutete *ξένος* (eigentlich *ξεν-γός* = hom. *ξεῖνος* s. u.): es ist der *ἐπι-χθόνιος* d. h. der von der weiten Erde kommt. Der Fremde gilt als Feind, der getötet wird; *κτείνω* als Fremden behandeln d. i. töten; aber das schloss die edlere Regung nicht aus, dass er, wenn er in guter Absicht kommt, gastlich aufgenommen d. h. zum

Gastfreund wird (lat. *hostis* = got. *gasts*, dazu *hostia* das Schlachtopfer). Pott (I² 778) stellt *ξένος*, *ξεῖνος* in seiner Weise zu *ἐκεῖνος* „von auswärts“, *ξ* soll *ἐξ* vertreten. Die Erklärungsversuche für den Vorgang, der *ks* an die Stelle von *kt* setzt oder umgekehrt, s. bei Curtius (687); sie laufen der Mehrzahl nach darauf hinaus, dass *kt* das Ursprüngliche sei und *t* sich zu *s* erweicht habe. Warum? Curtius selbst nimmt umgekehrt *ks* als das ältere an, wo denn *κ* „den nachfolgenden Sibilanten zur Stufe des harten Explosivlautes erhoben habe“. Warum? Ascoli (Krit. St. S. 378) stimmt Curtius bei, obwohl er *ττ* aus *ts* — freilich mit Recht, s. o. S. 15 — ablehnt; das eine ist so unmöglich, wie das andere. Zu *ksh* = *χθ* sucht Curtius (490) auf einem anderen Wege zu gelangen: dem *gh* in dem St. *gham* (*χαμαί*, *χθών*) soll sich ein parasitisches *j* zugesellt haben *ghjam* (vgl. oben *χθές*), und von da gelange man „vielleicht auch zum ssk. *ksham*, indem *j* in einen Zischlaut überging, der den weichen Laut vor sich verhärtete“. Aber wie soll das zugehen?

Das im Gemeingriechischen festgewordene *ξ*, *ψ* läuft im äolischen Dialekt (der auch die alte Schreibung *κσ*, *πσ* festhielt, Ahrens I 48) in *σκ*, *σπ* zurück: *σκένος* = *ξένος*, *σκίφος* = *ξίφος*, *σπέλιον* = *ψέλιον*. Dass dies eine Bewegung zum Ursprung zurück ist, dürfte *σκίφος* zeigen, welches man, ohne Zweifel richtig, mit alth. *scaba* Hobel zusammengestellt hat (Curtius 720). Die Erscheinung wiederholt sich in den romanischen Sprachen: lat. *laxus*, ital. *lasco*, franz. *lâche* (Diez, Grammatik der romanischen Sprachen I S. 262). Die Töchter Sprachen des Lateinischen haben also den alten Bestand wieder hergestellt. Eine rückläufige Bewegung, die aber vom Ursprung abführt, bedeutet auch das äolische *σδ* für gemeingriechisches *ζ*: *Σδεῖς* = *Ζεύς*, *σδυγόν* = *ζυγόν*, *ἐρίσδεν* = *ἐρίζειν*. Der Doppellaut *ζ* entsteht aus *dj*, *ζ* ist *ds* (s. o.), und dies konnte zu *sd* umspringen. Setzen wir der Media die Tenuis zur Seite, so konnten wir über *tj* zu einem *ts* gelangen, worin wir (S. 15) die Vorstufe des aus *tj* gewordenen *σσ* erkannt haben. Dürfen wir also annehmen, dass dieses *σσ* nichts anderes ist als das assimilierte *τσ*, so gelangen wir von diesem *τσ* durch Umstellung zu *στ*, in der erweichten Form *σθ*. Also selbst diese Lautgestaltung *st*, die wir so oft im Munde führen und die in allen Sprachen tau-

sendfach vertreten ist, ist nicht ursprünglich vorhanden gewesen, sondern erst durch die Sprachentwicklung, wie früh auch immer, gebracht.

Hier sei zunächst der Endung $-\sigma\theta\alpha$ in der 2. Ps. Sing. $\omicron\iota\sigma\theta\alpha$, $\epsilon\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\sigma\theta\alpha$ etc., wo Bopp (II 292) freilich trennt $\omicron\iota\sigma-\theta\alpha$, $\epsilon\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\sigma-\theta\alpha$, neben der gewöhnlichen Endung $-\varsigma$ ($\epsilon\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\varsigma$) gedacht. Sie hat ihren Widerhall in dem im Gotischen nicht vorhandenen, aber im Althochdeutschen auftretenden $-st$ in der 2. Ps. (*giebst*, ahd. *gibest*, got. *gibis*), worin wiederum Bopp (II 286) ein angehängtes $-tu$, also eine Doppelsetzung des Pronomens der 2. Ps. erkennt, die man allerdings für die vereinzeltten Formen $\tilde{\eta}\sigma\theta\alpha\varsigma$ $\omicron\iota\sigma\theta\alpha\varsigma$ (Curtius Vb. I 55) anerkennen müsste, wenn diese Formen Gewähr haben sollen. G. Meyer (Griech. Grammatik S. 353) trennt wie Bopp überall $\omicron\iota\sigma-\theta\alpha$, $\epsilon\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\sigma-\theta\alpha$. „Das ι subscriptum [in $\epsilon\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\sigma\theta\alpha$], durch die Handschriften und die Grammatikerüberlieferung bezeugt, beweist, dass die Formen einfach aus $\epsilon\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\varsigma$ etc. hervorgegangen sind.“ Aber Handschriften und Grammatiker schreiben auch $\tilde{\eta}\varphi\iota$, $\beta\acute{\iota}\eta\varphi\iota$, $\tilde{\eta}\chi\iota$ etc. (vgl. Meyer selbst S. 316). Curtius (Vb. I 53) trennt mit Buttmann, der (Ausf. Spr. I 344) zuerst die Ansicht der alten Grammatiker von der Anhängung des $-\theta\alpha$ bestritt und vielmehr $\sigma\theta\alpha$ als die ursprüngliche Endung betrachtete, $\epsilon\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta-\sigma\theta\alpha$. Er hält zweifelnd $\sigma\theta\alpha$ für die Verkürzung von $-\epsilon\sigma\theta\alpha$ d. i. W. $\epsilon\varsigma$ *sein* + $\theta\alpha$. Aber warum soll sich gerade in dieser einen Endung die W. $\epsilon\varsigma$ geltend machen? Zudem trennt Curtius damit das $\sigma\theta\alpha$ der activen Endung von dem im Medium geläufigen $\sigma\theta$, wofür er eine andere Erklärung sucht — ein bedenklicher Versuch, da diese beiden Erscheinungen offenbar zusammengehören.

Seine eigentliche Stelle hat nämlich $\sigma\theta$ in den Endungen des Mediums: $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\sigma\theta\epsilon$ neben activ $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\epsilon$, $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\sigma\theta\omicron\nu$ — $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\omicron\nu$, $\phi\epsilon\rho\acute{o}\mu\epsilon\sigma\theta\alpha$ ($\phi\epsilon\rho\acute{o}\mu\epsilon\theta\alpha$) — $\phi\epsilon\rho\acute{o}\mu\epsilon\varsigma$ ($\phi\epsilon\rho\acute{o}\mu\epsilon\nu$). In den Bildungen der medialen Endungen stehen sich anscheinend zwei Schichten gegenüber: eine ältere $-\mu\alpha\iota$, $-\sigma\alpha\iota$, $-\tau\alpha\iota$, $-(\alpha)\nu\tau\alpha\iota$, welche die notwendigeren und darum zuerst gebildeten Formen, die drei Personen im Sing. und die 3. Plur. enthält, und eine jüngere mit $\sigma\theta$, welche die fehlenden Formen ausfüllt. Die älteren Endungen enthalten den entsprechenden Formen des Activs $-\mu\iota$, $-\sigma\iota$, $-\tau\iota$ (aus $m\alpha$, $s\alpha$, $t\alpha$) gegenüber einen suffixalen Zusatz, vor dem sich, wie $\delta\iota\alpha\kappa\acute{o}\sigma\iota\omicron\iota$ (aus $d\acute{\jmath}\alpha-j\iota$ S. 31)

das ursprüngliche α erhalten hat (ohne dass gleichwohl, wie dort, sich auch der Schmarotzer in sja , tja durch Vocalisierung erhalten hätte, vgl. $\delta αῖω$, $\delta α-$ = dja S. 27). Ebenso 3. Pl. $-avtai$ = $vtai$ und hom. $\alphaται$, aus activ $-avti$, vti d. i. $an-tja$, er-er = sie (nach Pott's Deutung, die von den verschiedenen Versuchen am meisten für sich hat). Der Gedanke Bopp's (II 321), dass die medialen Endungen aus den activen durch Zusätze gebildet seien, welche das Reflexivum bedeuten, liegt angesichts des lat. $amo-r$ = $amo-s(e)$ sehr nahe. Es wird zu prüfen sein (s. u. II), ob wir das schliessende $-i$ in $\mu α-i$, $\sigma α-i$, $\tau α-i$, $\nu α-i$ an das Reflexivum anknüpfen können; bei der gewöhnlichen Erklärung $mami$, $sasi$, $tati$ (Curtius Vb. I 85) werden wir nicht stehen bleiben können. Für jetzt nehmen wir nur als feststehend an, dass die genannten vier Formen die Bezeichnung des Mediums in dem Zusatz am Schlusse haben. Dem gegenüber konnte Bopp es für möglich halten, dass in den $\sigma\theta$ enthaltenden Formen das vorgesetzte σ „als Stamm-Consonant des Reflexivums“ das Medium bezeichne. Aber das Reflexivum kann im Griechischen niemals den Anlant σ gehabt haben.

Schleicher (Comp. 676) sagt: „Das $\sigma\theta$ verschiedener Endungen des Mediums ist eine schwer zu erklärende Neubildung, die durch Analogie weit um sich gegriffen hat. Ihren Ausgang nahmen diese Formen möglicherweise von Medial-Endungen, in denen die anlautenden Consonanten der zwei Pronomina der 3. oder 2. Ps. durch Ausfall zwischenstehender Vocale zusammengerieten, $\tau\tau$ ward zu $\sigma\tau$ und weiterhin zu $\sigma\theta$.“ (Ähnlich Scherer G. d. Sp. 457). Ihm schliesst sich Curtius (Vb. I 104) an und erklärt das $-\sigma\theta$ (im Gegensatz zu der Erklärung, die er (I 53) für das $-\sigma\theta\alpha$ der 2. Ps. Sing. im Activ gegeben hatte) für hervorgegangen zunächst aus $\sigma-\tau$ und dieses aus $\tau-\tau$; „ $\tau\tau$ seinerseits kann nun kaum anders als auf dem Wege progressiver Assimilation, folglich aus dem tv des Pronominalstammes tva entstanden sein“ — also z. B. $-\sigma\theta\epsilon$ aus $tva-tva-tvi$, $du-du-dich$ = $ihr-euch$, woraus $s-tva-i$ d. i. $\sigma\theta\epsilon$. Wenn er zufügt, dass es „für solche Assimilation im Gebiete des Griechischen kaum mehr als ein Beispiel“ gebe, das allerdings, wie er meint, „jedem Zweifel entrückt“ sei, nämlich $\tauέτταρες$ aus der Grdf. $kvatvaras$, so ist uns gerade diese Stütze, die schon das Missliche hat, dass sie die

einzigste ist, zweifelhaft geworden, da wir *τέτταρες* nicht aus *τέτφαρες* sondern aus *τετjαρες* glaubten leiten zu müssen. Abgesehen davon lässt sich fragen, warum bei dieser Häufung der Pronomina gerade das erste dieser Verstümmelung bis zur Unkenntlichkeit erliegen soll, während doch sonst die Verkürzung, wie natürlich, am Wortschlusse beginnt und von da nach dem Wortinnern fortschreitet — sodass gerade der erste Bestandteil in solchen zusammengesetzten Endungen sich am besten erhält. Und vollends bliebe das hom. *-μεσθα*, das man doch neben *-μεθα* für das ältere halten muss, ein Rätsel, da hier die mittlere der drei (oder vier) Pronominalformen diese Kürzung erführe und zwar bis zu dem Grade, dass in *-μεθα* gar nichts mehr vorhanden ist. Es gelingt Curtius leicht, *-μεθα* mit der entsprechenden Endung *-mahê* im Skr., *maidê* im Zend. zu vereinigen; aber an *μεσθα* scheitert alle Kunst.

Kam man auf diesem Wege nicht zum Ziel, so war es natürlich, dass man einen anderen einschlug: Osthoff (in seiner Abhandlung „über das eingedrungene *s* in der nominalen Suffixform *stra* und vor dental auslautenden Personal-Endungen des deutschen, griechischen und altbaktrischen Verbuns“ in Kuhn Ztsch. 23 S. 313 ff.) stellt die Ansicht auf, dass das *σθ* von den wenigen Stellen aus, wo *σ* stammhaft ist, durch eine weitreichende Übertragung in die anderen Stellen eingedrungen sei. In betreff des activen *σθα* (*ἐθέλησθα*, *φῆσθα*, *τίθηςθα* etc.) stimmt er Bopp bei, der (II 292) bereits den Versuch gemacht hatte, diese Formen den beiden *ῆσ-θα* (W. *ἐς*) und *οῖσ-θα* (d. i. *οῖδ-θα*) ins Schlepptau zu geben. Für das *σθ* der Medial-Endungen (*λύεσθε* für **λύεθε*), meint Osthoff, sind „thatsächlich die missverstandenen Vorbilder noch vorhanden, wenn man nur *πέπεισ-θε*, *πέπεισ-θον*, *κεκόμισ-θε*, *κεκόμισ-θον* etc. in **πέπειθ-θε*, *κεκόμιδ-θε*, nicht nach herkömmlicher Weise in **πέπειθ-σθε* etc. aufzulösen sich entschliesst“ — also: das *σ* (in *σθ*) ist „nichts ursprüngliches, sondern zunächst an dental und sigmatisch auslautenden Stämmen erwachsen und von da als zusammengehörender Lautcomplex verallgemeinert worden“, wie G. Meyer (Gr. Gr. 363) nach Osthoff lehrt. Und nun soll denn auch, „nachdem sich einmal ein Gefühl von der Bedeutungsgleichheit des *θα* und *σθα*, *θε* und *σθε* etc. herausgebildet hatte“, neben *-μεθα*,

welches Osthoff für das ursprünglichere hält, „sehr leicht in der poetischen Sprache sich ein $-\mu\epsilon\sigma\theta\alpha$ eingebürgert“ haben.

Es gehört ein starker Glaube dazu, anzunehmen, dass eine so die ganze Verbalflexion durchdringende Lautgestaltung an diesen Formen einer verhältnismässig wenig zahlreichen Klasse von Verben „erwachsen“ sei. Warum hätte nicht eher die grosse Überzahl ein $*\pi\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\theta\epsilon$ etc. in der Minderzahl nach sich gezogen als umgekehrt? Und warum hätte sich $*\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\theta\epsilon$, $*\lambda\acute{\epsilon}\lambda\upsilon\theta\epsilon$, wenn dies das ursprüngliche war, nicht erhalten sollen, so gut wie $\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\tau\epsilon$ im Activum? Scheute man die Nachbarschaft $*\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\theta\epsilon-\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\tau\epsilon$, dann durfte $*\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\theta\epsilon$, das doch nach Osthoff's Auffassung einmal bestanden haben muss, überhaupt nicht gebildet werden. Aller „Analogie“ zuwider, die uns in den homerischen Formen stets die älteren zeigt, soll $-\mu\epsilon\sigma\theta\alpha$ die jüngere Bildung sein; aber es ist eine im Absterben begriffene Form; wäre sie neu gewonnen, so würde die Sprache sich ihrer gefreut und sie nicht leichten Kaufs nach kurzer Lebensfrist wieder aufgegeben haben, d. h. wir läsen überall $\lambda\upsilon\acute{o}\mu\epsilon\sigma\theta\alpha$. Zudem hat Osthoff $\acute{o}\pi\iota\sigma\theta\epsilon\nu = \acute{o}\pi\iota\theta\epsilon\nu$, $\acute{\epsilon}\kappa\tau\omicron\sigma\theta\epsilon\nu = \acute{\epsilon}\kappa\tau\omicron\theta\epsilon\nu$ (wovon sogleich) vergessen. Welcher Analogie sollen diese gefolgt sein? Etwa $\pi\rho\acute{o}\sigma\theta\epsilon\nu$? Aber woher hat dieses sein σ ? Will man etwa $\pi\rho\acute{o}\sigma\theta\epsilon\nu$ mittels $-\theta\epsilon\nu$ von $\pi\rho\acute{o}\varsigma$ ableiten? Wenn aber ein $*\pi\rho\acute{o}\theta\epsilon\nu$ vorausliegen soll, warum blieb es nicht so gut wie $\acute{\epsilon}\nu\theta\epsilon\nu$, $\omicron\iota\chi\omicron\theta\epsilon\nu$ etc.? Alle Achtung vor der „jung-grammatischen“ Schule, welche die „Neubildung von Sprachformen durch Formassociation“ (Osthoff-Brugman, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, Vorwort IV) auf ihr Panier geschrieben hat. Die Macht der Analogie in der Sprachentwicklung verkennen, hiesse mit offenen Augen nicht sehen wollen. Dass die Wortformen gleicher Gattung einander beeinflussen, ist so gewiss, wie die Assimilation d. h. die angleichende Wirkung der Laute auf einander. Aber ich fürchte, man geht in der Suche nach „falschen Analogiebildungen“ zu weit; wer finden will, der findet, auch wo nichts verloren war.

Wie denn nun, wenn das $\sigma\theta$ des Mediums nichts anderes wäre, als die uralte Variierung des activen τ (aus tj), die man im Activum, also in den zuerst gebildeten Verbalformen, bereits bis auf geringe Reste überwunden hatte, die aber bei der Bildung des Mediums wieder aufgefrischt wurde, um die

jüngere Bildung von der älteren abzuheben? Es ist, als ob sich die Sprache in solchen Fällen, wo es sich darum handelte, für neugewonnene Begriffsdifferenzierungen auch einen lautlichen Unterschied zu finden, auf das alte, in den erstgebildeten Formen längst abhanden gekommene Mittel besänne und es wieder zu Ehren brächte. Ganz ähnlich ist das Verhältnis von $\delta\acute{\iota}\chi\alpha$, $\delta\acute{\iota}\chi\theta\alpha$ zu $\delta\acute{\iota}\alpha$, $-\kappa\iota\varsigma$ in $\tau\epsilon\tau\rho\acute{\alpha}\kappa\iota\varsigma$ etc. gegenüber $\delta\acute{\iota}\varsigma$, $\tau\rho\acute{\iota}\varsigma$, und in gleicher Weise, tritt im Dualis des Pronomens der 2. Ps. $\sigma\varphi$ ($\sigma\varphi\acute{\omega}$ aus sv) wieder hervor, welches im Singular ($\sigma\acute{\upsilon}$) bereits zu σ geklärt erscheint (s. u. II). Indem wir also neben den in den verwandten Sprachen geläufigen und auch im Griechischen nicht vergessenen Pronominalstamm der 2. Ps. $tv\alpha$ die Zwitterform $tj\alpha$ setzen, kommen wir von da aus über sja zu $-\sigma\iota$, $-\varsigma$, der gewöhnlichen Endung der 2. Ps. Sing. (s. u. $\varphi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\iota\varsigma$) wie über $ts\alpha$ zu dem $-\sigma\theta\alpha$ in $\epsilon\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\sigma\theta\alpha$, wo sich denn in dem $\sigma\theta$ für das zunächst zu erwartende $\sigma\tau$, die auch in $-\sigma\iota$ enthaltene Lauterweichung widerspiegelt. Von diesem activen $\sigma\theta$ kann das $\sigma\theta$ der medialen Endungen nicht verschieden sein; $\sigma\theta$ verlor sich im Activum immer mehr und wurde dafür das desto festere Zeichen des Mediums. Die Abhebung war mit diesem einfachen Mittel so gelungen, dass es des Zusatzes zur Bezeichnung des Mediums, den wir in $\mu\alpha-\iota$, $\sigma\alpha-\iota$, $\tau\alpha-\iota$ treffen, nicht bedurfte; er konnte wegfallen, wenn er je stand, $-\sigma\theta\epsilon$, $-\sigma\theta\omicron\nu$ waren hinlänglich differenziert von $-\tau\epsilon$, $-\tau\omicron\nu$. Dass er einmal stand, darauf leiten die langen Schlussvocale in der Mehrzahl der Sanskrit-Endungen: ssk. $dhv\acute{e}$ lässt auf ein $-\sigma\theta\alpha-\iota$ schliessen, welches sich zu $-\sigma\theta\epsilon$ verkürzen konnte. Und dann bedarf es auch des oben angenommenen chronologischen Unterschieds nicht: $-\sigma\theta\epsilon$ kann so alt sein wie $-\mu\alpha\iota$, $\sigma\alpha\iota$, $\tau\alpha\iota$.

Es erklärt sich ferner, wie statt des $\sigma\theta\alpha$ gelegentlich ein blosses $\theta\alpha$ erscheint: direct aus $tj\alpha$, indem der Schmarotzer die Lauterweichung bewirkt, wie in $\delta\acute{\iota}\chi\alpha = \delta\iota-kj\alpha$. So $-\mu\epsilon\theta\alpha$ neben $-\mu\epsilon\sigma\theta\alpha$. Hier konnte das einfache $-\theta\alpha$ — wir können es die schwache Form nennen — für $-\sigma\theta\alpha$ eintreten, da $-\mu\epsilon\theta\alpha$ auch so hinlänglich von der entsprechenden Form des Activums $-\mu\epsilon\varsigma$, $-\mu\epsilon\nu$ abgehoben war; aber ein $*\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\theta\omicron\nu$, $*\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\theta\epsilon$ ohne Suffixzusatz wäre dem activen $\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\tau\omicron\nu$, $\lambda\acute{\upsilon}\epsilon\tau\epsilon$ zu nahe gekommen. Für $-\mu\epsilon\theta\alpha = -\mu\epsilon\sigma\theta\alpha$ haben wir eine vortreffliche Analogie in den Adverbien $\omicron\pi\iota\theta\epsilon\nu = \omicron\pi\iota\sigma\theta\epsilon\nu$, $\epsilon\kappa\tau\omicron\theta\epsilon\nu = \epsilon\kappa\tau\omicron\sigma\theta\epsilon\nu$ etc. Von diesem Standpunkte aus kann

auch das fehlende *s* in den Sanskrit-Endungen keine Schwierigkeit mehr machen: der Inf. -σθαι deckt sich vollständig mit *dhjai* (Curtius Vb. I 106), und wenn -σθε mit *dhvê* vereinigt werden soll, so bedarf es neben der Annahme eines ursprünglichen σθα-ι nur der geläufigen Vertauschung der Schmarotzer: *dhv* d. i. erweichtes *tv* = σθ d. i. erweichtes *tj*. Hierhin gehört denn auch die Imperativ-Endung -θι, skr. *dhi*, deren Vocal schon anzeigt, dass sie direct aus *tja* hervorgegangen ist, also ein erweichtes *tja* darstellt. Und dann θές, δός: (στῆ-)θι = ἐντός, ἐκτός: episch ἐντοθεν, ἐκτοθεν oder auch wie ἐγγύς neben episch ἐγγύθι, (ἀπό)προθι neben πρός (vgl. lakonisch ἐντεσα d. i. ἐντε-θα = ἐντοθεν Ahrens II 366, lak. κάβασι = κατὰβηθι, Ahrens II 69, ἄττασι = ἀνάστηθι Ahrens II 103). Die Vertretung σ für θ ist sonst dialektisch geblieben; in diesen wenigen Fällen mag sie im Gemeingriechischen Platz gegriffen haben. Das ς in θές, δός etc. direct an das -σι der 2. Ps. Sing. (δός aus *δο-σι, wie δίδω-ς aus δίδω-σι Curtius Vb. II 48) anknüpfen, hiesse die Verschiedenheit des -θι und -σι leugnen und würde δός ganz von seinem Ursprung abbringen.

Weiterhin erklären sich denn auch alle in den Dialekten vorkommenden Variirungen des σθ. Aus *ts* entsteht zunächst durch Umspringen, ohne die Erweichung, *στ*, wie es in dem lokrischen ἐλέστω, ἐλέσται erscheint; elisch ποιήσασθαι = ποιήσασθαι, genau wie τέσσαρες aus τέτjαρες. Daneben auch der doppelte *t*-Laut, wie in τέτταρες, aber dem σθ entsprechend in der erweichten Form: kretisch ἀποφειπάθθω, oder der halberweichten: böotisch ἴτθαι = (καθ)ῆσθαι (Ahrens I 177). Die doppelte Tenuis (wie in τέτταρες) tritt hervor in Wörtern, wo die harte Form *στ* einheimisch ist: lakon. ἄττασι = ἀνάστηθι (s. o.), βειτόν = βεστόν *vestis*, neben ἐσθής. So das böotische ἴττω Ζεύς (Ahrens I 177). Parallel steht *κκ* für *σκ*: lakon. διδάκκει = διδάσκει, *kj* für *tj*, wo denn die bei πράκ-jω, πράττω, eben weil hier eigentlich πρακ-tjω stand, abgelehnte Assimilation *κκ* für *kj* sich geltend macht. Beides tönt wieder im Tzakonischen: ἔττακα = ἔστηκα, sogar im Anlaut τοῦμα = στόμα (vgl. S. 14 kretisch Ττῆνα), παινάκκου = ἀποθνήσκω. Das Tzakonische kommt genau auf den Ursprung zurück, wenn es für *σκ* wie für ξ *τσ* setzt: ἀπό-τσια = σκια Schatten, τσαίνου = ξαίνω (*τσ* = *tj*, woraus sowohl *σκ*, als ξ).

Das lokrische $\sigma\tau$ ($\epsilon\lambda\acute{\epsilon}\sigma\tau\omega$) führt uns zu dem $-st$ der 2. Ps. (*giebst*) in unserer Sprache, in dem wir, wie es mir scheint, nicht sowohl das allmähliche Umsichgreifen einer sprachlichen Neuerung im Althochdeutschen, als vielmehr die Bewahrung des älteren Lautbestandes zu erkennen haben (wie in der „Brechung“ s. u.; vgl. auch das attische $\tau\tau$). Sodann zu dem lat. $-st\acute{i}$ im Perfect, welches Bopp (II 430), für eine mediale Endung hält, während Corssen (I² 616) in dem s den Rest der Wurzelform *es* in *es-tis* sieht. Dazu das auf die 2. Ps. bezogene Pronomen *i-ste* (Bildung wie *i-pse* s. u. II), wo man durchgehends *is-te* trennt. Hier hat das *ste* noch eine lose Fühlung mit der 2. Ps. Aber wie schon im Dual $-\sigma\theta\omicron\nu$ (und dessen actives Vorbild $-\tau\omicron\nu$) ebenso die 3. wie die 2. Ps. bezeichnet, so ist das bereits erwähnte $\sigma\theta\epsilon$, ursprünglich $-\sigma\theta\alpha$ in den Adverbien $\pi\rho\acute{o}\sigma\theta\epsilon(\nu)$ äolisch $\pi\rho\acute{o}\sigma\theta\alpha$, $\acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\sigma\theta\epsilon(\nu)$ etc. das allgemeine *da* (wie $-\tau\alpha$ in $\epsilon\iota\tau\alpha$, $-\theta\alpha$ in $\acute{\epsilon}\nu\theta\alpha$ s. u. II) ohne die Teilung in 2. und 3. Person (oben S. 20) $\pi\rho\acute{o}\sigma\theta\alpha$ steht neben dem Personalsuffix der 2. Ps. $\acute{\epsilon}\theta\acute{\epsilon}\lambda\eta\sigma\theta\alpha$, wie $\pi\rho\omicron\tau\acute{i}$, $\pi\rho\acute{o}\varsigma$ neben dem der 3. Ps. $\tau\acute{i}\theta\eta\sigma\iota = \tau\acute{i}\theta\eta\tau\iota$. Dem lat. *i-stu-m* entspricht das altpreussische Pronomen (Accus.) *sta-n*, *sto-n* (Bopp I 311), aber ohne die Beziehung zur 2. Ps., wenn es lit. *ta-n*, griech. $\tau\acute{o}\nu$ gleichgesetzt wird. (Auch im Lateinischen ist ein *ste*, *sta*, *stud* = *iste* nicht unerhört. Corssen II 82).

Hat uns unser Weg bereits zu dem einfachen θ geführt, welches dem $\sigma\theta$ gegenübersteht ($\acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\theta\epsilon\nu = \acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\sigma\theta\epsilon\nu$, $-\mu\iota\theta\alpha$ neben $-\mu\epsilon\sigma\theta\alpha$ etc), so sind wir damit überhaupt zur Erklärung der Fälle gelangt, in denen s mit einem t -Laute dem einfachen t -Laute gegenübersteht. So im Anlaut: $\tau\acute{\epsilon}\gamma\omicron\varsigma$ neben $\sigma\tau\acute{\epsilon}\gamma\omicron\varsigma$, $\sigma\tau\acute{\epsilon}\gamma\omega$, *togo*, *Decke*, *Dach*; $\tau\alpha\upsilon\theta\omicron\varsigma$ neben ssk. *sthûras*, *Stier*; ssk. *târa*, $\acute{\alpha}\sigma\tau\acute{\eta}\rho$ (mit ansetzendem Vocal) *stella* (Diminutivum aus *sterula*), *Stern*; ssk. *staras* Lager, $\sigma\tau\rho\omega\mu\eta\eta$, lat. *torus* (zu *sterno*; antiquis torus e stramento erat, sagt Plinius), *Stroh*. Auch vereinzelt im Inlaut: hom. $\acute{\epsilon}\sigma\theta\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\alpha\iota$, $\acute{\epsilon}\sigma\theta\acute{\iota}\omega$ neben $\acute{\epsilon}\delta\mu\epsilon\nu\alpha\iota$, *edo* (vgl. hom. $\epsilon\iota\delta\alpha\omicron$ d. i. $\acute{\epsilon}\delta\acute{\jmath}\alpha\omicron$ s. u.). So kann neben $\chi\omicron\iota\theta\acute{\eta}$ *hordeum*, unser *Gerste* stehen, wie *Aß* neben $\acute{\omicron}\zeta\omicron\varsigma$ (vgl. jedoch Osthoff in Kuhn Ztsch. 23 S. 88). Hierhin gehört die bekannte Regel, dass in den Endungen des Perf. und Plusq. Pass. das σ vor θ ausfällt bei consonantisch auslautenden Stämmen: $\tau\acute{\epsilon}\nu\pi\sigma\theta\epsilon = \tau\acute{\epsilon}\nu\pi\theta\epsilon$. „Drei Consonanten, lehrt Buttmann (Ausf. Spr. I 79), können nicht

beisammen stehen, wenn nicht der erste oder letzte eine Liquida ist“. Aber da könnte ja ἔσφαλσθε, πεφύροσθαι stehen bleiben. Wir sagen also besser: es ist von vornherein -θε, -θαι, nicht -σθε, -σθαι angefügt; aus einem πεφάν-σθαι hätte nach griechischem Lautgesetz nur *πεφάσθαι, nicht πεφάνθαι werden können (Osthoff in Kuhn Ztsch. 23, 328).

Dieselbe Erscheinung tritt hervor bei *s* mit einem *k*- und *p*-Laut. Homer hat bereits κεδάννυμι neben σκεδάννυμι, κίδναμαι neben σκίδναμαι; so πένης arm, neben σπάνις Mangel (Curtius 272), lat. fallo, unser falle, neben σφάλλω, lakonisch φίν = σφίν, syrakusanisch ψίν etc. Auch hier kann von einem einfachen „Ablegen“ des *σ* sowenig Rede sein, wie bei dem *d* in *dvi*, und es genügt auch nicht, von einer „Schwächung“ des Doppellautes oder „Verdrängung des *s*“ vor *t* zu reden (Curtius 682). Man könnte sonst ebenso gut, statt von einer „Lautstütze“ *τ* in πόλις, von einer „Verdrängung“ des *τ* in πόλις oder des *θ* in χαμαι neben χθαμαλός reden. Kuhn, der in seiner Zeitschrift die Lautgestaltungen *st*, *sk*, *sp* in eingehender Weise bespricht, meint (IV, 1 ff): „Ein Hauch, der der Muta vortritt, verdickt sich allmählich bis zum Zischlaut.“ Aber woher kommt der Hauch? und wie soll er zu *s* werden? Und wiederum sucht er (III 326) von *sk*, *st*, *sp* zu *kh*, *th*, *ph* über *skh*, *sth*, *sph* zu gelangen so, dass *s* erst in das stark gehauchte *h* übergeht und sich dann der folgenden Aspirata assimiliert. Weder wird *s* zu *h*, noch *h* zu *s*; der Process, der im Griechischen den Spir. asper an die Stelle des *s* der verwandten Sprachen gebracht hat, ist verkannt worden — davon im II. Teile. Überdies bleiben dabei die neben *st*, *sk* stehenden Doppellaute *ττ*, *κκ*, die in den Dialekten auch im Anlaut auftreten, unberücksichtigt; hier müsste sich also der vortretende Hauch bis zur assimilierten Tenuis steigern, und daneben gelegentlich, wo einfaches *τ* und *κ* erscheint, wieder ganz verschwinden. Dieses Vorrecht steht nur dem Schmarotzer zu, *tj* konnte ebenso gut zu *ττ* anwachsen, wie zu *τ* sich klären. Aus dem in der Mitte liegenden *tj* sind wir sowohl zu dem geklärten *τ* wie zu *στ* gelangt; nehmen wir die geläufigen Verschiebungen *kj* = *tj*, *kv* = *tv* hinzu, so ergeben sich für *σκ* = *κ*, *σπ* = *π* folgende Reihen:

$$\sigma\kappa = sj = tj = kj = \kappa;$$

$$\sigma\pi = sv = tv = kv = \pi \text{ (erweicht } \sigma\varphi = \varphi).$$

Wir haben also, wie bei πόλις-πόλις, χαμαι-χθαμαλός etc. zwei Entwicklungsreihen anzunehmen, von denen die eine in der *k*-, die andere in der *t*-Region ansetzt.

Haben wir diese Verschiebungen erkannt, so erklären sich eine Reihe von Fällen, in denen sich scheinbar ganz fremde Lautverbindungen *st-sp*, *sk-sp*, *sp-pt*, *st-pt* gegenüberstehen, worin man denn für den ersten Blick nur ein willkürliches „Umspringen des Organs“ (Curtius 686) zu erkennen glaubt, während in der That nur von einem Umspringen der Laute in einzelnen Fällen die Rede sein kann und der Wechsel der Organe durch den Wechsel des Schmarotzers herbeigeführt ist. So steht neben dem griech. σκῦλον lat. *spolium*, und dem lateinischen Worte schliesst sich das zu σκῦλον gehörende Verbum συλάω (aus *sz* = *sp*) an; griech. στάδιον (dorisch σπάδιον Ahrens II 109) wird man nicht von lat. *spatium* (trotz des *t*) trennen können, von lat. *studium* nicht griech. σπουδή; ψάο ist lat. *sturnus*, unser *Star*, σπείρω—*spargo* bei uns *streuen* neben *sprengen*, wie *Stroh* neben *Spreu*, wo denn neben σπείρω noch στορέννυμι und neben *spargo* *sperno* und *sterno* in Betracht zu ziehen sein werden; neben *spuo* *spucken* griech. πτύω mit den Nebenformen dor. ψύιτω und dem Frequentativum πνιτίζω, in erweichter Form dor. ἐπιφθύσσω, *despuo* (Curtius 286); πτάρννυμαι—*sternuo*, das Niesen ist ein Streuen, Sprengen, Spritzen. (Die Bemerkung bei G. Meyer Gr. 11: „Hes. hat θάρνυσθαι, ausserhalb der Buchstabenfolge“, klärt sich somit auf: θ aus *tj* = *tv*, woraus πτ). Für τύπος, welches wir S. 44 neben κτύπος setzten, hat Curtius (226) die Spur des Anlautes *st* aufgedeckt (unser *Stumpf*); dies führt ihn (490) zu dem Schlusse, dass τύπος mit κτύπος „sicher nichts gemein“ habe — während er doch (687) δοῦπος neben γδοῦπος setzt und die Verwandtschaft dieser beiden mit κτίπος einräumt. Aber *st* sowohl wie *kt* findet neben *t* Platz, und dazu noch *k* neben *kt*: καίνω steht zu κτείνω wie πόλις zu πτόλις. Besonders lehrreich ist die Manchfaltigkeit des Anlautes in den von Hesychius überlieferten Nebenformen von σβέννυμι (Curtius G. E. 559, 696, Osthoff-Brugman Morph. Unt. I 19): κατα-σέσας ζείννυμεν, ζόασον ἀπο-ξίννυται; σβ ist *sz* d. i. erweichtes *tv*, dafür erweichtes *tj* d. i. *dj* = ζ, und *sj* d. i. σ (σέσας) und *sj* = σκ = ξ. Das *o* in ζόασον ist nur von *sz* aus begreiflich; σφασον mit

Hilfsvocal (vgl. *δοιοί* S. 26 und unten *δοάν*) *σοφασον*, *σοασον*, das ist das *σέβεσον* des Hes.; das ζ stammt aus der Vermengung mit *ζείνυμι*.

Welche Masse von Möglichkeiten liegt in diesen Verschiebungen! Aber nicht alles, was möglich war, ist wirklich geworden. Was aber geworden ist, reicht hin, um uns den gemeinsamen Ausgangspunkt zu zeigen, von dem aus sich die eine Form nach der einen, die andere nach der anderen Seite hin entwickelt hat. Denn von dem einheitlichen Laute, der zwar kein einfacher aber auch kein zusammengesetzter ist, müssen wir ausgehen; sowie wir anfangen zu componieren, wird es uns unbegreiflich, wie *spuo* neben *πτιώ* oder gar *sternuo* neben *πτάρνυμαι* stehen kann.

Nach dieser durch die Erklärung von *διχθα* veranlassten Abschweifung wollen wir in betreff der Präposition *διά* zum Schlusse kommen: sie ist der abgeschliffene Rest einer vordem volleren Form, der *δίχα* und *δισσός* noch ziemlich nahe stehen. Die W. *δι-* (aus *dja* = *dva*) geht aus von der Bezeichnung der Zweiheit, jedoch nicht als Zahlwort — dafür stand *δυο* (aus *dva*), sondern als Umstandswort. Diese Richtung erhält die Wurzel durch Zufügung des Suffixes: *διά* d. i. *δι-ja*, womit *δίχα* in seinem Ursprung zusammenfällt. Aber als das Umstandswort *entzwei* (*διά*) zur Präposition geworden war, d. h. als es sich an die Abhängigkeit vom Nomen und Verbum gewöhnt hatte, da musste das Bedürfnis eines selbständigen Adverbiums *zweifach* hervortreten; man frischte also die ältere, vollere Form *δίχα*, die nie ganz verschollen sein konnte, wieder auf, die jüngere Begriffserrungenschaft wandte sich an die ältere Form, wie wir dies bereits mehrfach gesehen haben (S. 39 *ἴημι* neben *εἶμι*, S. 30 *-τις* neben *δῖς*, S. 52 *-σθα*). Dazu trat noch das adjectivisch gestaltete *zweifach*, *διπτός*, *δισσός*, *διζός*. Wie *διπτός* und *δίχα* zu *δῖς*, so steht ssk. *dva-jas*, *zweifach* zu *dvis*. Jetzt sind also *διά* und *δίχα* wohl geschiedene Wörter, nach Begriff und Form differenziert; aber sie leiten zurück auf eine gemeinsame Quelle, und es ist für den Sprachforscher die angenehmste Überraschung, wenn er die Sprache so bei ihrer Arbeit, beim Teilen und Vervielfältigen der Begriffe trifft.

Es lag in der Natur des vielgebrauchten Redeteils, wenn gerade die Präposition den Wortkörper am meisten verflüch-

tigte und den oder vielmehr die beiden Spiranten spurlos daraus entfernt hat. Wir sehen, wie im Homer zweisilbige Präpositionen durch die Apokope zur Einsilbigkeit hinabsinken, manche kennen wir nur als einsilbige auch in der gewöhnlichen Sprache, ja das Lateinische hat es bis zum einfachen Vocal gebracht (*ê, â* s. u. II). Und *διά* selbst schrumpft schliesslich zu *ζα-* (= *δja*) und *δα* (vgl. *δαίω* S. 27) zusammen. Dieses *ζα-* wird bei Homer nur als Präfix in der Zusammensetzung gebraucht: *ζατρεφής* etc. *sehr* d. i. *durch und durch* (in welchem Sinne auch *διά* in der Zusammensetzung getroffen wird, z. B. *διαγανακτέω* *sehr* zürnen); aber im äolischen Dialekt tritt es geradezu als die Präposition *διά* auf: *ζὰ νυκτός* (Ahrens I 45). Wenn Curtius (602) in dem Übergange *διά-ζά* „eine für die Lautgeschichte merkwürdige Thatsache“ erblickt, „insofern sie beweist, dass der Laut *j* noch nach dem Verlust des *ɣ* dieser Lautgruppe [*δɣj*] im Griechischen vorhanden war“, so waltet dabei ein Irrtum ob. Denn das *j* des Suffixes *ja* ist es nicht, welches den Zetacismus herbeiführt, sondern einfach das *ι* hinter *δ* in der W. *δι*; auf dem Wege des einsilbigen *δι̃* bei Aristophanes konnte ein *ζά* zum Vorschein kommen, indem das *ι* den Dienst des *j* that (vgl. äol. *κὰζα* = *καρδία*). Die W. *δι* selbst, aus *dja*, konnte ein *ζι* werden, wenn wir annehmen dürften, dass der Zetacismus bis in so alte Zeit zurückreichte; aber nicht jedes *dj* ist ein *ζ* geworden, wie nicht jedes *tj* ein *σ* (*σσ*), sonst wäre ein *τίς*, ein *πρωτί* neben *πρός*, ein *πράττω*, *ξέδδω* neben *πράσσω*, *ῥέζω* etc. nicht denkbar. Dass aber der Laut im Griechischen zu der Zeit, als die homerischen Gedichte entstanden, noch vorhanden war, das beweist eben unser *δι̃*, was, wie wir gesehen haben, nichts anderes sein konnte, als *dija* (vgl. *δυά* auf einer phrygischen Inschrift G. Meyer Gr. Gr. 139). Dieses Zeugnis wollen wir der fleissigen Sammlung von Hartel (Hom. Stud. III 13) zufügen. Hartel zählt 3354 Fälle mit lebendigem Digamma im Homer, d. h. Fälle, in denen das Digamma sich wirksam zeigt im Versbau, durch Positions- bildung etc. — gegen 617 Fälle, wo ein im Worte nachgewiesenes Digamma sich nicht wirksam zeigt; wann werden wir die Zählung beginnen, in denen *j* sich noch als lebendigen Laut erweist?

So stellt sich unser Fall *διὰ μὲν ἀσπίδος ἦλθε* in einem anderen Lichte dar: *διὰ* ist nicht die abgegriffene Präposition der späteren Sprache (was es in dem folgenden Vers *καὶ διὰ θώρηκος* allerdings ist), sondern die alte vollwertige und volltönende Partikel: durch ging die L. durch den Schild. Der homerische Gebrauch zeigt noch deutlich genug, wie wenig die gangbar gewordene Benennung „Präpositionen“ der wahren und ursprünglichen Natur dieser Partikeln entspricht. Sie sind ebensowohl Postpositionen, wie Präpositionen; und oft genug zeigen sie überhaupt keine „Position“, d. h. kein Abhängigkeitsverhältnis zum Nomen oder Verbum, stehen vielmehr absolut, wie jedes andere Adverbium. „Die Verbindung der Präposition mit einem von ihr regierten Casus, sagt Grassmann (in Kuhn Ztschr. 23 S. 560), gehört erst einer späteren Periode an; im Sanskrit kann man oft 10—20 Seiten lesen, ohne irgend einer Präposition mit einem von ihr regierten Casus zu begegnen.“ Dasselbe kann man von der Verbindung der Präpositionen mit dem Verbum zu dem sog. Compositum sagen. Darum haben sie im Sanskrit den Ton auf der ersten Silbe (*āpa*, *āpi*, *prāti* etc.); und dass dies auch im Griechischen ursprünglich so war, zeigt unser Fall *διὰ* deutlich genug. Will man also nicht den verlorenen Spiranten (*diʒ*), was wir auch sonst nicht versuchen, wiederherstellen, so kann sich wenigstens niemand der Überzeugung verschliessen, dass der Accent *dià* hier absolut widersinnig ist, und dass dieser Fall recht geeignet ist zu zeigen, dass die attische Accentuation, welche auf eine Sprachentwicklung gegründet ist, der die homerischen Gedichte weit vorausliegen, für unseren Dichter nicht verwendbar ist.

Zum Schlusse dieses Theiles wollen wir einer Consequenz Ausdruck geben, die sich jeder schon selbst aus unseren Darlegungen gezogen haben wird: Die Spiranten *v* und *j* sind Zwitterlaute, sowie sie aus gemeinsamer Quelle geflossen sind; sie treten für einander ein seit Anbeginn, sie teilen deshalb auch ihr Schicksal im Griechischen, indem sie beide verschwinden. Einer gleitet in den andern über, wie *k* und *z* selbst, denen sie ursprünglich anhaften und aus denen

sie, wo sie selbständig auftreten, hervorgegangen sind: *v* aus der Verhauchung des explosiven Anlautes in *kv* (über *hv*), *j* ebenso aus *kj* (über *hj*). Von *kv* nach *kj*, von *tv* nach *tj*, das ist die immer wiederholte Verschiebung, die zum Grunde hat die Verschiebung der Articulation aus dem hinteren in den vorderen Gaumen behufs Erleichterung der Aussprache, eben wie die Verschiebung von *k* zu *t* selbst. Wie wir auf dem Wege von *k* zu *t* zu der indifferenten Grenze gelangen, wo man nicht mehr sagen kann, ob es noch der *k*-Laut oder schon der *t*-Laut ist, den wir sprechen (S. 12), so machen die Schmarotzer den gleichen Weg durch, der unvermerkt von dem gutturalen *v* zu dem palatalen *j* führt: wo sich die Articulation im hinteren Gaumen hält, da treffen wir *v*, wo sie in den vorderen Gaumen übergeht, da tritt *j* ein. Daher denn auch ihre Wahlverwandtschaft mit den entsprechenden Vocalen: *v* zeigt die Richtung nach dem im hinteren Gaumen articulierenden *u* hin, *j* nach *i*, dessen Articulation im vorderen Gaumen liegt; durch den Ausgleich der Laute wird *va* (über *vo*) zu *o* und *u*, wie *ja* (über *je, ji*) zu *e* und *i*, und zwar so, dass der in der Articulation nahe stehende Vocal den Laut ansetzt und der nachfolgende Vocal sich assimiliert und in dem einheitlichen Laute sich verliert: *ovo*, *uvu* = *o*, *u*, *eje*, *iji* = *e*, *i*. So setzen sich *kva*, *tva* in *ko*, *ku*, *to*, *tu*, und *kja*, *tja* in *ke*, *ki*, *te*, *ti* um. So wachsen sie beide zum Vocal an (*διακόσιοι*, *δύο*), der aber gelegentlich wieder spirantische Natur annimmt, d. h. zum Halbvocal wird, wie man den „zur Function als Consonant herabgesunkenen Vocal“ (Sievers Lautph. S. 88) nennt (*δῆακόσιοι* = *δῆακοσιοι*, *δῶδεκα* über *δῆωδεκα*). Es sind deshalb nur *i* und *u*, welche zum Halbvocal herabsinken können, niemals *a*; wo *e* und *o* teilnehmen, da ist dies nur die Folge der Nachbarschaft von *i* und *u*: *πόλεως* gilt für die Aussprache einem *πολ-jως* gleich, *ὀγδοος* (Od. 7, 261) einem *ὀγδ-φος* (vgl. lat. *octavus*). Und so verschwinden sie auch beide aus dem diphthongischen Laut, den sie selbst gegründet: *γλυκέα* bei Herodot neben *γλυκεῖα*, *ἀλέασθαι* (Od. 9, 274) dicht neben *ἀλενάμενος* (277).

Wenn in dem Genitiv des Personalpronomens neben *ἐμεῖο* d. i. *ἐμε-jο*, *ἐμεῦ* d. i. *ἐμε-φο*, ebenso *λόγοιο* neben dem gewöhnlichen *λόγον* steht, so läuft dies nicht auf eine Vertauschung der Schmarotzer oder Verschiebung der Articulation in dem fertigen Worte hinaus, sondern es hat bereits in dem

angetretenen Suffix eine Verschiebung stattgefunden d. h. hinter dem geläufigen Genitivsuffix *sjα*, griech. *-jo* über *hjo*, muss von vornherein *svα*, griech. *-fo* über *hvo* gestanden haben (s. u. II). Diesem *-fo* ist dann die Lautangleichung im Stamme zuzuschreiben, die *έμο-fo* d. i. das gewöhnliche *έμοῦ* brachte. Ganz ebenso neben *έποίει* d. i. *έποίε-je* im Plural *έποιοῦμεν* d. i. *έποιέ-foμεν*, woraus zunächst *έποιεῦμεν* werden konnte (*εο* jonisch = *εν*) und attisch *έποιοῦμεν* d. i. *έποιο-foμεν* geworden ist; hier ist vor dem in dieser Endung dominierenden *ο* das *j* dem *f* gewichen und in der attischen Form auch noch das *ε* dem *fo* angeglichen (vgl. lat. *nolo* aus *ne-volo*). Wir können uns nicht damit begnügen, zu sagen *οο*, *οε* und *εο* werden in *ου* contrahiert, und uns darauf zu berufen, dass „*ο* namentlich im jonischen Dialekt dem *ου* seiner Aussprache nach ungemein nahe gestanden haben muss“ (Curtius 556) — womit *εν* = *εο*, was ja gerade jonisch ist, gar nicht berührt ist. Schwand der Spirant, so konnte aus *ε-ε*, *ο-ο* nur die einfache Dehnung *η*, *ω* werden, wie in dem sog. strengeren Dorismus *φιλήτε* für *φιλεῖτε*, *φιλω̃μες* für *φιλοῦμεν* (Ahrens II 309), oder in dem dorischen (böot. lesb.) Genitiv *-ω*, *δάμω* = *δήμου*; aber wo *ει* und *ου* zum Vorschein kommen, da hat der zwischenstehende Spirant sich geltend gemacht und dem Mischlaut die Färbung gegeben. Wenn also aus *φεργάζομαι* (vgl. *φέργο*) das zutretende Augment den Anlaut *είργαζόμην* bringt, so ist die Sache damit nicht erklärt, dass man sagt: der Spirant *έ-φεργ.* fällt aus und *εε* wird „regelrecht zu *ει* contrahiert“, es ist vielmehr an die Stelle des *έ-φεργ.* (*έφεργάσατο* inschriftlich bezeugt) zunächst *έ-jeργ.* getreten, woraus dann *είργ.* wurde; und dies lässt auf die Möglichkeit der Vertauschung schon bei dem Stammwort (*jeργον* = *φέργον*) schliessen.

Gerade die Verschiedenheit in der Behandlung der Spiranten, die einmal schwinden, ohne eine andere Spur als die Dehnung des Vocals zu hinterlassen, das andere mal in der Umgestaltung zum Diphthongen ihre halbvocalische Natur geltend machen, hat die Manchfaltigkeit in der Sprache herbeigeführt, von der die Dialekte Zeugnis geben, und den schwankenden Zustand geschaffen, dass man nicht mehr weiss, ob *ει* und *ου* hier wirkliche, „echte“ Diphthonge oder nur graphische Bezeichnung eines langen *e* und *ο*, „unechte Diph-

thonge“ sind. Jon. att. *ει* und *ου* lösen sich beständig ab mit *η* und *ω* in den anderen Dialekten: *κεῖνος* — *κῆνος*, wo die Schreibung auf älteren jonischen Inschriften *κεῖνος* (G. Meyer Gr. Gr. 70) die eigentliche Beschaffenheit jenes *ει* deutlich offenbart. Gleichwohl hat in dem Zwiespalt der Spirant zuletzt den Sieg davongetragen: im Neugriechischen ist sowohl das alte *η* wie *ει* zu *ι* geworden. Vergleicht man *Ἑρμίας* im alten Griechischen neben *Ἑρμείας* und *Ἑρμείας*, *τίω* neben älterem *τεῖω* etc., so wird man sich überzeugen, dass die neugriechische Weise nur die durchgreifende Fortsetzung eines in der griechischen Lautentwicklung uralten Vorganges ist.

Die in *ποιοῦμεν* = *ποιεῦμεν* gegenüber *ποιεῖτε* etc. offenkundig zu Tage liegende Vertauschung der Spiranten legt die Frage nahe, ob denn nicht auch von vornherein bei dieser Verbalklasse im Sing. *-εω* statt *-ῆω*, *-εω* sich geltend gemacht habe. Nun hat Homer *οἶνοχέω* und *οἶνοχοεύω* nebeneinander, vgl. *βυσσοδομεύω* (Od. 9, 316) neben dem gewöhnlichen *οἶκο-δομέω*. Das bekannteste Beispiel ist *δέω* neben *δέω*. Man lässt die Verba auf *-εω* (über *εϋ-ῆω*) aus den Nomina auf *-εως* entstehen (Curtius Vb. I 367), wo denn das Nomen den Thäter, das Verbum das Thun bezeichnet: *βασιλεύω* = *regno* zu *βασιλεύς*. Aber die Priorität des Nomens wird dadurch in Frage gestellt, dass sich für die grössere Zahl dieser Verba ein entsprechendes Nomen nicht findet: ein **οἶνοχοεύς* ist ebenso wenig vorhanden, wie ein **οἶκοδομεύς*, und wenn es vorhanden wäre, könnte es ebenso gut eine Nachbildung zum Verbum, als dieses eine Nachbildung zum Nomen sein. Bei den 44 Verba auf *-εω*, die man im Homer gezählt hat (s. Curtius), lässt sich noch nicht für den vierten Teil das entsprechende Nomen beibringen. Dazu kommt, dass sich bei den Substantiva auf *-εως* selbst in der Flexion die deutlichen Spuren des Übergleitens der Spiranten zeigen: neben *βασιλεύς*, welches offenbar *βασιλεϋ-ς* ist, steht im Plur. hom. *βασιλῆες* d. i. *βασιλεῖ-ες*, dazu attisch *βασιλεῖς*, im älteren Attischen aber noch *βασιλῆς* (noch bei Thukydides und Plato G. Meyer Gr. Gr. 70). Die Herleitung des Wortes, wie sie Curtius (Gr. E. 364) giebt, ist ohne Zweifel richtig: „*βασιλεύ-ς* d. i. Herzog aus W. *βα* und jon. *λεω* = *λαο* vgl. *Λευτυχίδης*“, also zu *λαός* Volk, *Leute*; nur muss man *βα-* causativ nehmen: der das Volk zum Gehen bringt, also „Heer-

führer“, vgl. Ἀχιλεὺς mit Schwund des *r* (s. u. III) = Ἀρχέλαος wie Ἀρχίδαμος, unser *Thiudareiks*, *Dietrich* (Pott „Betrüber der Ilier“! s. Curtius 118). So hätten wir in dem Stammworte schon ein λαῖός neben λαφός. In den Genitiven Ἀτρεΐδᾱο liegt α-φο zu Grunde (vgl. arkad. Ἀπολλωνίδαν gebildet wie attisch Ἀτρείδου aus -οφο); es hindert uns nichts, für die jon. Form -εω ein α-ιο (vgl. oben ἐμέο, ἐμεῦ, ἐμεῖο) einzusetzen, womit denn βασιλέως auf die Linie von πόλεως etc. neben hom. πόληος geworfen ist (vgl. die Genitive neujonisch βασιλεῖος, neulesb. βασιλῆιος G. Meyer 72; Herodot hat βασιλέος, wie die Dorier, mit Schwund des Spiranten).

Wir wenden uns um Aufschluss an δέω = δέω, wo gewiss niemand ein *δεύς vermuten wird. Hier liegt die Beziehung zu dem *dva* der Zweizahl (δεύτερος) auf der Hand: Il. 23, 484 πάντα δέεται Ἀργείων = δεύτερος εἷς; wir haben also ohne Zweifel ein δεφε-ιω, mit Hilsvocal genau wie in δεύτερος, zu Grunde zu legen, woraus durch Verkürzung δέω hervorgegangen ist und weiterhin auch δέω hervorgegangen sein kann. (Anders Fick Vgl. Wtb. I 108, der δέω von δείω trennt). Damit ist die Flexion δέησω, ἐδέησα neben ἐδεύησα erklärt. Die Spur des δεφε- hat sich erhalten in der Stelle Il. 18, 100, die mit ἐδέφησε = ἐδεύησε in überzeugender Weise geheilt ist (v. Hartel Hom. Stud. III 37). Und nun hat auch die Vertauschung *dja* für *dva*, wie überhaupt bei der Zweizahl nichts Bedenkliches: Formen in den Inschriften, wie δείωνται, ἐδειήθη (G. Meyer 145) bekommen so einen Halt und brauchen nicht für „nur orthographische Verschiedenheiten“ zu gelten; es konnte ebenso gut δείω wie δέω zum Vorschein kommen. Dies zeigen die hom. Formen θείω, πλείω, πνείω = θέω, πλέω, πνέω (auch ἐγγεῖη Conj. Präs. Od. 9, 10), die in der Flexion εν haben, also auf ein θεφε-ιω, πλεφε-ιω, πνεφε-ιω zurückgehen, wie man längst erkannt hat (vgl. δαίω brenne, καίω, κλαίω, mit den attischen Nebenformen κάω, κλάω, aus दाफ-ιω etc. Curtius Vb. I 304). Hier steht kein Präsens *θειώ etc. oder *καίω zur Seite. (Was es mit dem von Gregorius Corinthius als äolisch angeführten θείω für eine Bewandtnis hat, kann ich nicht untersuchen; möglich wäre θείω gewesen, so gut wie δέω).

Sehen wir nun δέω, θέω, κάω aus δεφε-ιω, θεφε-ιω, καφε-ιω hervorgehen, so wird darum niemand behaupten wollen, dass

alle Verba auf $-\epsilon\omega$, $-\alpha\omega$ aus $\epsilon\mathcal{F}-j\omega$, $\alpha\mathcal{F}-j\omega$ hervorgegangen seien. Hier steht die einfache Bildung $\phi\omicron\rho\epsilon\acute{\omega}$ d. i. $\phi\omicron\rho\epsilon-j\omega$ = ssk. *bhāra-jāmi* (Schleicher Comp. 340) vollkommen fest. Ein $\phi\omicron\rho\epsilon\acute{\upsilon}\omega$ d. i. $\phi\omicron\rho\epsilon-\mathcal{F}j\omega$ muss also um ein Suffix va stärker sein, als $\phi\omicron\rho\epsilon\acute{\omega}$. Man wird auch nicht an eine Vertauschung $\phi\omicron\rho\epsilon-\mathcal{F}\omega$ für $\phi\omicron\rho\epsilon-j\omega$ denken können, wie wir sie in $\pi\omicron\iota\omicron\upsilon\mu\epsilon\nu$, $\pi\omicron\iota\epsilon\upsilon\mu\epsilon\nu$ annehmen mussten; denn das $\mathcal{F}$ gehört zum Stamme und geht mit in die Tempusbildung über: $\pi\alpha\iota\delta\epsilon\upsilon-\omega$, $\pi\alpha\iota\delta\epsilon\upsilon-\sigma\omega$ etc. So bleibt uns nur übrig, die Verba auf $-\epsilon\nu\omega$ von denen auf $-\epsilon\omega$ in bezug auf die Bildung zu trennen. Wenn sie gleichwohl in bezug auf die Bedeutung sich so nahe stehen (vgl. z. B. $\chi\omicron\iota\rho\alpha\nu\acute{\epsilon}\omega$ neben $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\upsilon\omega$) und sich sogar in demselben Stamme zusammenfinden ($\omicron\iota\nu\omicron\chi\omicron\epsilon\acute{\omega}$ = $\omicron\iota\nu\omicron\chi\omicron\epsilon\acute{\upsilon}\omega$), so dürfte dies einen Hintergrund haben: erkennen wir in dem Suffix va die uralte Variierung von ja (d. i. ursprünglich kva = kja), so enthält $-\epsilon\nu\omega$ die Präsenserweiterung in doppelter Gestalt — also eine Art Reduplication, wodurch die durative Bedeutung verstärkt wird. Daran schlossen sich dann passend die Nomina auf $-\epsilon\nu\varsigma$, die das beständige Thun ausdrücken: $\iota\epsilon\rho\epsilon\acute{\upsilon}\varsigma$, der das Amt hat zu opfern, $\iota\epsilon\rho\epsilon\acute{\upsilon}\epsilon\iota\nu$ dieses Amt ausüben; $\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\epsilon\acute{\upsilon}\epsilon\iota\nu$ wahrhaftig sein d. h. stets die Wahrheit sagen, im Gegensatz zu $\tau\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\eta$ oder $\acute{\omicron}\rho\theta\acute{\omega}\varsigma$ $\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\nu$, hom. $\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\acute{\epsilon}\alpha$ $\mu\nu\theta\acute{\eta}\sigma\alpha\sigma\theta\alpha\iota$ etc., die Wahrheit im gegebenen Falle sagen. Wie wenig fassbar übrigens die Bedeutung der Verba auf $-\epsilon\nu\omega$ ist, wie die der Contracta überhaupt, neben denen die auf $\epsilon\nu\omega$, wenn unsere Deutung Bestand hat, naturgemäss stehen, darüber s. Buttmann Ausf. Spr. II 383; $\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\epsilon\acute{\upsilon}\omega$ heisst auch „wahr machen“, und neben ihm stehen analoge Bildungen auf $-\epsilon\omega$, wie $\epsilon\upsilon\tau\nu\chi\acute{\epsilon}\omega$ (zu $\epsilon\upsilon\tau\nu\chi\acute{\eta}\varsigma$, wie $\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\epsilon\acute{\upsilon}\omega$ zu $\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\acute{\eta}\varsigma$) „glücklich sein“.

Irre ich nicht, so haben die Verba auf $-\epsilon\nu\omega$ auch ihre Entsprechung im Sanskrit: das dunkle Suffix $\phi a j a$, das an Verbalwurzeln auf a antritt, $satj\bar{a}-\phi a j a t i$ er sagt Wahrheit (Schleicher Comp. S. 343). Die altindische Bildung, bei der noch zu bemerken ist, dass das a am Schlusse der Wurzel ($satj\bar{a}-$) nicht überall lang ist, entspricht genau der griechischen, wenn wir annehmen dürfen, dass dort ursprüngliches kva in den Labialismus geriet und so den festen Laut ϕ gewann, während im Griechischen das kva wie gewöhnlich zu hva , va zerflossen ist. Von den Schicksalen des kva , welches

hier so dort so erweicht ist, werden wir noch viel zu reden haben. Das Lateinische, welches doch sonst dem *kv* = *qu* sich nicht feindselig zeigt, hat gleichwohl *ubi*, *uter* etc. aus *vo-*, *hvo-*, *quo-teros*, Grundform *kvataras* ssk. *kataras*, wo das Griechische *π*, *ποῖ*, *πότερος* hat. War dies im Anlaut möglich, um wieviel mehr im Inlaut! Wir werden (u. II) sehen, wie neben *ε-πί* ein *-φι* in adverbialen Bildungen steht; griech. *ἐπί* ist aber genau ssk. *αφι*. Ebenso neben ssk. *αφα* = griech. *ἀπό* im Lateinischen *â*; das *p* in den beiden ersten Formen stammt aus ursprünglichem *kv* und dieses ist im Lateinischen zu *v* zerflossen, bei dessen Schwinden (über *ava*, *ave*) *â* mit langem Vocal zum Vorschein gekommen ist. Skr. *satjā-pa-jati* entspräche also genau dem griech. *ἀληθε-φε-γει*, *φε* statt *φα* herbeigeführt durch Assimilation von der Endung her (vgl. *φέρεις* s. u.). Griech. *φε* wie ssk. *πα* stellen also beide *kvα* dar, dessen Verschiebung *hja* ist, woraus *ja*, und kommen in der That einer Reduplication gleich. Damit hätten wir denn auch einen etymologischen Hintergrund für das *va* gefunden, welches in *ποιεῖμεν*, *ποιοῦμεν*, *ποιῶμεν* (*ποιῶμες*) für *ja* eintritt: hier ist *va* herbeigezogen durch den dunkeln Vocal *o*, der in der Endung *-ομεν* fest war; wir wissen aber jetzt, warum es für *ja* eintreten konnte. Pott (Et. F. II, 1 S. 987) sieht in dem *-εως* die Wurzel *ju* (*jungere*), *φονεύς* „an dem ein Mord (*φόνος*) haftet“.

Die Vertauschung der Spiranten, die wir in *βασιλεύς* — *βασιλεῖς* getroffen haben, findet sich auch in anderen Wörtern: *λέων* (Curtius G. E. 369), über dessen Herkunft man zweifelhaft ist — ich habe in V. Hehn, Culturpflanzen und Haustiere nichts gefunden — hat bei uns und in verwandten Sprachen den Spiranten *v*: *Löwe*, *Leu* ahd. *lewo*; im Griechischen deutet der hom. Dativ *λείουσι* offenbar auf *λεῖων*, ebenso die Nebenform *λίς* (wohl aus *λιγίς*, nicht *λφίς*, wie Curtius annimmt). Für *δέος* will Curtius (G. E. 234, 645) die Entstehung aus *δj*, nicht *δφ* wie man gewöhnlich annimmt, geltend machen; er hätte hinzufügen können den hom. Genitiv *δείους* (oder *δείεος* G. Meyer Gr. Gr. 133), offenbar aus *δεj-εος*; *δίω*, *δίεμαι* aus *δεj-*, *διj*, *δι-jω*, Pf. *δεῖδια* aus *δεj-δεj-α*, wo einmal auch im Pf. der volle Stamm statt des gewöhnlichen *δέ-δια* erscheint (vgl. got. *haita-haihait* hiess, *skaida-skaiskaid* schied, griech. *παμφανόων*, *δαιδάλλω* etc. neben

dem gewöhnlichen *πι-φάνσκω* etc.); hom. *ἔδδεια* (dem *ῥέδδω* vergleichbar). Der Versuch ein **δέδφια* herauszubringen scheitert an *δειδέχεται*, wo *δει-* der Vertreter der Wurzelform *dekⁱ* ist (s. u.). Das alles hat aber nicht gehindert, dass in *θεουδής* d. i. *θεο-φδής* der Schmarotzer sich hinter dem dunkeln Vocal in *φ* umgesetzt hat (s. u.). Ein ursprüngliches *δφ* neben *δj* war also jederzeit möglich, und Curtius brauchte (Stud. VIII 465) wegen des *ΔPENIA* der korinthischen Inschrift (wohl *Δεφε-, Δεφ-νιας = Δεινίας* vgl. *δεινός*) keinen Irrtum einzugestehen.

Viel deutlicher noch als in *δέος* tritt uns die Coexistenz der beiden Schmarotzer in demselben Worte entgegen bei *δῆν* = *δοάν* bei Alkman. Das Wort schliesst sich an die Wurzel an, die Tag und Himmel bedeutet, und die in dem lat. *dies* am besten erhalten ist; dazu ssk. *djâus* Himmel und Himmels-gott, griech. *Ζεύς* lat. *Juppiter* (Curtius G. E. 235); *δοάν* ist *δοφάν*, o Hilfsvocal (wie in *δοιός* S. 26), und dies macht es wahrscheinlich, dass dem *δῆν* ein **δεjάν* vorausging mit Hilfsvocal *ε* — also wie bei der Zweizahl *dja* neben *ἄνα* (*δῆν* : *δοάν* = *δέατο* : *δοάσσατο*). Indem der Spirant (wenigstens in der Schrift) schwindet, bleibt der Hilfsvocal als der Vertreter übrig in *δοάν*, während er in **δεjάν* mit dem Stammvocal zu *δῆν* zusammenfliesst (dessen ursprüngliches *j* gleichwohl sich noch wirksam zeigt in *ἐτῖ δῆν* s. u.) Vgl. Curtius (G. E. 556), der nur nicht o direct = *φ* setzen durfte. Auf demselben Wege erklärt sich die Vertretung *αο*, *εο* für *αν*, *εν*: *ἄοτός* für *αὐτός*, *λεοκός* für *λευκός* etc. in den Inschriften. Dem *φ*, welches ursprünglich dem *u* in der Aussprache nahe gestanden haben muss (vgl. *αὐίαχος* = *ἄφίαχος*, *εὔαδον* = *ἔ-φαδον*), schiebt sich das nächstverwandte *ο* vor und verdrängt den Spiranten. „Brachte man den zweiten Teil [von *αν*, *εν*] nicht ganz am Ende der Vocalreihe *α—u* hervor, so war leicht ein *αο*, *εο* hörbar“, sagt G. Meyer (Gr. Gr. S. 117) richtig; er durfte nur nicht (S. 133) das *-εὔμεν*, *οὔμεν* der Verba contracta auf dem umgekehrten Wege aus *εο* entstehen lassen. Denn wie *εο* für *εν* eine Erschlaffung der Articulation bedeutet, so wäre *εν* für *εο* eine Verstärkung, die man bei jenen primitiven Formen nicht voraussetzen kann. Wo in späterer Zeit ein *εν* für *εο* erscheint (z. B. *Θεύδωρος*), da beruht es einfach auf Verwechslung.

In den angeführten Beispielen ist es lediglich die Verschiebung der Articulation, welche die Umsetzung der Spiranten herbeiführt. Wir konnten in ἐμεῖο neben ἐμεῦ, ἐμοῦ auf den etymologischen Hintergrund der Umsetzung hindeuten, ebenso in ποιέ-σμεν neben ποιέ-ῃω nachweisen, wie statt des bei dieser durch alle Sprachen durchgehenden Bildung so fest gegründeten *jα* ein *να* eintreten konnte. Aber wer wollte es unternehmen, für den Wechsel der Spiranten in βασιλεύς, δέος δῆν einen etymologischen Grund nachzuweisen? Das *ς* ist z. B. in βασιλεύς ursprünglich einheimisch, wie das daneben stehende βασιλεύω zeigt; es weicht in der Flexion hinter dem hellen *ε* dem *j*, was es im Nominativ nicht konnte, wenn es nicht von seinem Ursprung abgebracht werden sollte, und was es auch in βασιλεύω nicht konnte, wenn die neue, erweiterte Bildung -εω nicht unterschiedslos auf -εω geworfen werden sollte. Es ist eben die Wechselwirkung zwischen den Vocalen und Spiranten, dieselbe Wechselwirkung, wie sie bei den *k*- und *t*-Lauten stattfindet: *k*, das sich vor den dunkeln Vocalen und dem indifferenten *α* trefflich behauptet, läuft vor den hellen Vocalen Gefahr, dem Palatalismus zu verfallen, wie *t* dem Sigmatismus bzw. Zetacismus. Und im Hintergrunde steht die Verschiebung der Articulation in den vorderen Gaumen zur Verbesserung der Aussprache — die causa movens, von der alle diese Bewegungen ausgehen.

Auch der Umstand, dass die beiden Schmarotzer auf die Explosivlaute, denen sie anhaften, die gleiche Wirkung haben, beweist ihre Verwandtschaft. Sowohl aus *kv* sahen wir *χ* entstehen (παχύς), wie aus *kj* (δίχα); *tv* wird *σ* (σύ), wie *tj* (τίθη-σι), und aus beiden im Inlaut *ττ*, *σσ* (τέτταρες, τέσσαρες, äol. πέσσυρες). Sie gehen mit den Liquidae dieselbe Assimilation ein: *λς* wie *λj* wird im Inlaut *λλ*, oder vielmehr *λj* tritt sofort für *λς* ein: πολύς ist πολς-ς, daneben πολλός aus πολjos, vgl. ἄλλος lat. *alius*; *νς* trifft mit *νj* zusammen in *νν*: lesb. ξέννος = dem inschriftlich bezeugten ξένφος, neben welchem sofort ξενjos gestanden haben muss, woraus das jonisch ξεῖνος (das reducierte ξένος schon bei Homer). Von ξένφος, welches ein ξενκος war, gelangt man unvermerkt über ein ξενκος zu ξενjos d. i. ξεῖνος — eben wie der Vocal *υ* selbst, der ursprünglich ohne Zweifel ein *υ* war (vgl. Curtius G. E. 413), durch das Vorrücken der Articulation zu *ι* wurde

(welcher Vorgang sich im Französischen wiederholt). Und dann wieder *μόνος*, das doch ohne Zweifel eine Bildung wie *ξένος*, *ξεῖνος* ist, jonisch *μοῦνος* mit *ɣ* neben dem dunkeln *ο*, dorisch entsprechend *μῶνος*; *ρɣ* und *ρj* werden lesbisch *ρρ*: *δόρρα* = hom. *δοῦρα* d. i. *δόρφα*, wie lesb. *φθέρρω* = *φθείρω* d. i. *φθέρ-ρω*.

Eine andere Erscheinung, bei der die Wechselbeziehung der beiden Spiranten zu Tage tritt, ist die sog. Ersatzdehnung, unter welchem Namen man freilich sehr verschiedenartige Vorgänge zusammenfasst. Vor einem folgenden *σ* verklingt der Nasal und einer der beiden Spiranten füllt die Lücke, und zwar bei dem hellen Vocal *j*, bei dem dunkeln *v*. So entsteht aus *ἐν-ς εἰς*, aus *τόν-ς ἵππον-ς* im Accus. Pl. wird *τούς*, *ἵππους*. Hier hat der dorische Dialekt *τώς* etc. = *τούς* (Bopp I 468, vgl. lat. *equōs* aus *equon-s*), während im Äolischen *τοίς*, also offenbar mit dem andern Spiranten, erscheint (Ahrens I 71). Im Kretischen ist *τόνς* geblieben (Ahrens II 104). Ich glaube nicht, dass wir uns in solchen Fällen der Ersatzdehnung für den schwindenden Nasal bei dem beruhigen können, was J. Schmidt (Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus I S. 112) sagt: *ε* und *ο* werden zu *η*, *ω*, welche in dem strengerem Dorismus bewahrt bleiben, im Attischen und Jonischen „dann weiter zu *ει* und *ου* vorrücken, während das Lesbisch-Äolische aus dem Zischen des *σ* ein *ι* erwachsen lässt“. Das *ει* und *ου* haben offenbar den Zulaut der Spiranten, und das äolische *ι* lässt sich nicht mit dem prothetischen *i* im späten Latein und Romanischen (*istatua*, *ispiritus*, franz. *esprit* etc. Corssen I 289) decken, da dies nur die Doppelconsonanten ansetzt. Beim Verbum hat die 3. Ps. Pl. das Doppelsuffix *an-ti* (s. o.), *-τι* ist hier das *-τι* der 3. Ps. Sing., also ursprünglich *tji*, welches jonisch-attisch in *-σι* übergeht (*τίθη-σι*), und nun entsteht aus *τιθέ-αντι*, *διδό-αντι*, *τιθέῃσι* *διδόῃσι*, und indem das *α* des Suffixes schwindet, über das im Dorischen erhaltene (Ahrens II 292) *τιθέ-ντι* *τιθεῖσι*, *διδό-ντι* *διδούσι*, *ἰστιά-ντι* *ἰστᾶσι*, aber mit zurückgezogenem Accent *λέγο-ντι* (so dorisch erhalten, dem das lat. *legunt* entspricht), *λέγουσι*. (Über die besonderen Schwierigkeiten dieser Bildungen vgl. Curtius Vb. I 70). Derselbe Vorgang findet statt beim Nom. Sg. und Dat. Pl. des Particips: *τιθέντ-ς* *τθείς*, *διδόντ-ς* *διδούς*, *τιθέντ-σι* *τιθεῖσι*, *διδόντ-σι*

διδοῦσι. Der „Ersatz“ ist in allen diesen Fällen nicht die einfache „Dehnung“ des Vocals — die musste η und ω bringen — sondern der in die Lücke einrückende Schmarotzer und zwar in seiner doppelten Gestalt. Es wird also zu untersuchen sein, woher er kommt. Das n konnte ihn nicht bringen, wohl aber das s des Suffixes (σj mit der Vertauschung v für j nach dunkeln Vocalen), von dem er hinübergleiten konnte zu dem Vocal.

So kommen wir zu der Epenthese, zu deren Erklärung uns der Umlaut in unserer Sprache den Weg zeigt: die Articulation nimmt das in der Endung stehende j (i) voraus, es tönt im Stamme schon durch und bewirkt die Erhöhung des a zu $ä$, o zu $ö$, u zu $ü$; diese Assimilation in der Vocalisation erleichtert die Aussprache, *Bälge*, *Söhne* spricht sich glatter und schneller als die gotischen Formen *balgeis*, *sunjus*. Dieser lautliche Vorgang beherrscht ein weites Gebiet in der Sprache, und überall ist es der biforme Schmarotzer, von dem die Bewegung ausgeht. „Ein *aili*, *aulu* setzt ein Vorgreifen der specifischen i - und u -Articulation über die specifische l -Articulation hinaus, voraus. Es muss sich also an das a von dem Momente an, wo der Übergang zu dieser i -, u -Stellung gemacht wird, bis zu dem Momente, wo auch die nachhinkende l -Articulierung perfect wird, ein i , u einschieben“ (Sievers Lautph. S. 143).

Die Epenthese des j ist im Griechischen eine geläufige Erscheinung; wir trafen sie bereits bei der Präsenserweiterung *ja* bei Stämmen mit schliessender Liquida: βαίνω d. i. βάν-*j*ω, wo das Lateinische das vocalisierte j aussen stehen lässt (*venio*); πείρω d. i. περ-*j*ω (*experiōr*). Bei den Stämmen mit λ hat der Spirant feste Gestalt angenommen und sich der Liquida assimiliert: στέλλω d. i. στελ-*j*ω. So äolisch auch κλίννω = κλίνω, φθέρρω = φθείρω (umgekehrt kypr. αἴλων = ἄλλων). Ferner bei der Femininbildung: μέλαινα d. i. μέλαν-*ja*, μοῖρα d. i. μόρ-*ja*. Auch κρείττων, κρείσσων, dor. und neujon. κρέσσων (aus κρέτ-*j*ων), und μείζων, jon. μέζων (aus μέγ-*j*ων, μέδ-*j*ων). Hier wirkt der Spirant in doppelter Weise: er setzt sich epenthetisch in den Wortkörper um und bewirkt zugleich die Assibilierung des t -Lautes.

Es sind also, wenn man von den letztgenannten Fällen absieht, die Liquidae, bei denen sich der Spirant umsetzt,

Wir werden von der Verbindung noch zu reden haben, in der gerade die Liquidae mit dem Spiranten stehen, der den „flüssigen“ Laut schliesst und in den folgenden Vocal überführt, oder ansetzt und dann schliesslich, wie in dem französischen *son mouillé*, so austönt, dass von der Liquida selbst nichts übrig bleibt, als das Zeichen in der Schrift. Nur auf diesem Wege gelangen wir zur Erklärung eines *δαιδάλλω*, *παιπάλλω* für *δαλ-δαλ-*, *παλ-παλ-* (vgl. got. Prät. *faifalth*, *saisalt* etc. zu *faltha*, *salta*). Nimmt man an, dass der Spirant seinen Platz ursprünglich (wie heute in franz. *lieu* = *locus*, italienisch *piano* = *planus* d. i. *plj*) hinter der Liquida hatte, so stellt sich die Perfectbildung *εἶληφα*, *εἶληχα* in der That als eine Epenthese dar, indem der Spirant zu dem Augment *ε* über das *λ* hinweg übergleitet. Es zeugt von einer energischen Articulation der Liquida, wenn in *κλίννω*, *φθέρω* und bei *στέλλω* auch im Gemeingriechischen der Spirant der Liquida unterliegt d. h. Assimilation eingeht (vgl. hom. *ἔλλαβον*; es hängt mit der Flüchtigkeit der ganzen Wortform zusammen, dass der Aorist zu diesem Mittel griff dem breiten *εἶ-ληφα* des Perfectums gegenüber, welches die Reduplication darstellen sollte). Man pflegt die assimilierten Formen für die älteren zu nehmen, aus denen durch den Schwund der ersten Liquida und dafür eingetretene Dehnung des Vocals, also Ersatzdehnung, die diphthongischen Formen entstanden seien (G. Meyer Gr. Gr. 107); aber das ist eine Verkennung des Processes, *φθέρω* ist sogut Epenthese, wie *φαίνω*, und zu *φθέρω* verhält sich arkad. *φθήρω*, wie *κῆνος* zu *κεῖνος* (S. 62) oder das *ῆχον* der Dialekte zu *εἶχον* d. h. der zutretende Spirant dehnt hier einfach den Vocal, während er ihm dort die diphthongische Gestalt giebt.

Das wichtigste und am meisten umstrittene Beispiel der *j*-Epenthese ist das *-εις*, *-ει* der 2. und 3. Person des Verbums: *λέγεις*, *λέγει*. Als den Ursprung der Personal-Endungen *-σι* und *-τι* nimmt man seit Bopp (II 279 und 297) allgemein *tva* und *ta* an (Curtius Vb. I 47). Aus diesem *tva* soll dann *sva*, und „durch Herabsinken von *a* zu *i*“ *svi* und mit Verlust des *v* *si* (*λέγε-σι* = *λέγεις*) geworden sein. Aus *tva* konnte allerdings *sva* werden. Aber dieses *sv*, welches in den verwandten Sprachen zahlreich bezeugt ist, hat sich im Griechischen nirgends erhalten (sowenig wie *tv*, *dv* s. o.); wo

nicht der Schmarotzer sich in den Vocal umsetzt ($\sigma\upsilon$) oder sich zu $\sigma\varphi$ verhärtet ($\sigma\varphi\acute{o}\varsigma = svas$), da tritt eine Vertauschung ein, wie uns die Geschichte des Reflexivums zeigen wird. Und vollends ist die angenommene Zwischenstufe $svi = -\sigma\iota$ unmöglich, da einmal das eigentliche Agens der Epenthese, als welches sich der Spirant, und zwar j , nicht v , herausstellen wird, damit wirkungslos verloren ginge, sodann das „Herabsinken des α zu i “ sich nicht erklären liesse. Wir haben auch hier wieder, wie oben bei der Erklärung von $-\sigma\theta\alpha = -\sigma\iota$, neben tva die Zwitterform tja zu stellen, aus der sowohl (über sja) das $-\sigma\iota$ der 2. Ps., als (durch Klärung des Anlautes) das $-\tau\iota$ der 3. Ps. hervorgehen konnte. Nur j konnte den hellen Vocal ι erzeugen, der dann durch Analogie — ich glaube, dass wir hier von diesem Mittel Gebrauch machen dürfen — in die 1. Ps. ($mi = ma$) übergang.

Dass aber auch das $-ti$ der 3. Ps. aus tja hervorgegangen ist, mit anderen Worten, dass der angenommene Pronominalstamm ta in seinem Ursprunge nichts anderes ist als das geklärte tja , beweist die im jonischen Dialekt vollzogene Assibilierung $-\sigma\iota$ ($\tau\acute{\iota}\theta\eta\sigma\iota$), womit die 3. Ps. völlig auf die Linie der 2. geschoben und diese genötigt war, eine geringe Differenzierung darin zu suchen, dass sie den Schlussvocal fallen liess ($\tau\acute{\iota}\theta\eta\varsigma$). Möglich auch, dass darin die thematischen Verba ($\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\varsigma$) schon vorangegangen waren. Das du und das er lagen ursprünglich in dem einen da, gegenüber dem hier, woran sich das ich schliesst; dafür werden wir noch mehr Zeugnisse treffen. Die Scheidung des $-\sigma\iota$ der 2. und des $-\tau\iota$ der 3. Ps. ist lediglich das Werk der Differenzierung; das sja sowohl, aus welchem ich $-\sigma\iota$ herleite, wie das sva , dem man gewöhnlich die Vaterschaft des $-\sigma\iota$ zuschreibt, werden uns in den mannigfachsten Beziehungen als die ursprünglichen Raumpartikeln in dem Sinne von da entgentreten (vgl. $-\sigma\theta\alpha$ in den Adverbien $\pi\rho\acute{o}\sigma\theta\alpha$ etc. neben dem $-\sigma\theta\alpha$ der 2. Ps., $\pi\rho\omicron\tau\acute{\iota}$ und $\pi\rho\acute{o}\varsigma$ neben der 3. Ps. S. 54.)

Ich habe oben (S. 23) dvi aus dva , griech. $\delta\iota$ - aus $\delta\upsilon$ abgelehnt, folgerichtig auch ein svi , $-\sigma\iota$ aus sva . Denn aus sva konnte, wenn es ohne Suffixzusatz und α das ursprünglich kurze α ist, nur $-\sigma\upsilon$ oder etwa $-\sigma\omicron$ hervorgehen, wie es sich in der Dativ- (Locativ-)Endung ssk. $-su$ zeigt, der im Griechischen wieder ein aus der Vertauschung $sja = sva$ her-

geleitetes *-σι* entspricht (worüber unten II). Das Pronomen *σὺ* ist aus *sva* hervorgegangen, die pronominale Endung *-σι* beim Verbum aus *sja*. Allerdings sind *-σι* und *-τι* Kürzungen; aber nicht aus *sva tva*, sondern aus *sja, tja*; die Verstümmelung der Endung konnte soweit fortschreiten, dass nur *-m, -s, -t* blieb. Aber ein *svi* aus *sva* käme eher einem Aufsteigen als einem „Herabsinken“ gleich, da *i* dem Spiranten *v* widerstreben würde, während *j* in *sja* dem *i* die volle Berechtigung giebt. Darum war nur ein *-σθα*, welches sich zu *-σθε* verflüchtigen konnte, aber kein *-σθι* möglich neben *tja*; der Schmarotzer hatte sich hier anderweitig geltend gemacht — er steckt eben in dem *σ*, das den Erklärern soviel Schwierigkeit macht, nun konnte er nicht den Vocal zu *i* heben. Und wiederum konnte aus *tja* auch sofort *-θα*, ssk. *-dha* (*ἐν-θα* etc.) hervorgehen, indem der Schmarotzer, wie ich sagte, die Rolle des Hauchlautes übernahm (*δίχα* aus *δι-kja*), während dem Vocal der Imperativ-Endung *-θι*, ssk. *-dhi* der Spirant die Gestalt gegeben hat. „Aus *dhi* entnehmen wir, dass es neben dem *a*-Stamm einen *i*-Stamm der zweiten Person gegeben haben muss“, sagt Scherer (G. d. S. 356); „*tvi* steht neben *tva* wie das in Composition gebräuchliche *dvi* neben dem selbständigen Stamme *dva* der Zweizahl, wie die Pronominalstämme *ki, di* neben *ka, da* etc., wie wir auch in der 1. Pers. *i* und *a* neben einander trafen“ — da ist das *πρῶτον ψεῦδος*: das *i* verlangt eine Erklärung.

In dem Gesagten ist die weitere Behauptung enthalten, dass, wo ein (nicht etwa durch ein zugetretenes Suffix herbeigeführtes) *ο (u)* in den Personal-Endungen erscheint, nicht *tja*, sondern *tva* zu Grunde liegt. Dies ist zunächst der Fall bei den secundären Endungen des Mediums *-σο, -το, -ντο*, die auf *sva, tva* zurückgehen wie *-σι, -τι* auf *sja, tja*; *-σο, -το*, neben primär *-σαι, -ται* wohl für *σο-ι, το-ι*, haben das Medialsuffix verloren, was (sogut wie bei *σθε* etc. S. 52) möglich war, da die Formen auch ohne dasselbe differenziert waren (vgl. die arkadischen Formen *γένητοι, τέτακτοι* etc. statt *-ται* G. Meyer S. 111, bei denen man nicht „Angleichung an die secundäre Endung *-το*“ anzunehmen braucht). Es ist ferner der Fall bei den Dual-Endungen im Activ *-τον, -τον*. Hier hat das Griechische die völlig gleiche Form für die 2. und 3. Ps., also sogar auf die naheliegende Differen-

zierung -σσι, -των verzichtet. „Ich und Er, citiert Scherer (434) aus W. Humboldt's Abhandlung über den Dual, sind wirklich verschiedene Gegenstände, und mit ihnen ist eigentlich alles erschöpft; denn sie heissen mit anderen Worten Ich und Nicht-Ich. Du aber ist ein dem Ich gegenübergestelltes Er.“ Wir haben schon mehrmals bemerkt (zuletzt bei δίχα S. 57), dass die neue Begriffsdifferenzierung sich an die ältere Wortform — also hier *τῶα* — wendet. Das heisst nicht, dass die secundären Endungen jünger seien als die primären, der Plural älter, als der Dual, der vielmehr mit Recht als der erste Versuch zur Bildung der Mehrzahl, als die Vorstufe zum Plural angesehen wird; vielmehr liefen die Versuche aus den bereitstehenden Wurzeln Endungen zu bilden, promiscue neben einander; als man das Bedürfnis empfand, zu differenzieren, da blieben die geschliffenen und geläufiger gewordenen Endungen der häufiger gebrauchten Form, dem Plural, während der nach der Ausbildung des Plurals fast überflüssig gewordene Dual sich mit einigen älteren Reminiscenzen begnügen musste.

Also λέγεις, λέγει sind, wie man seit Bopp allgemein annimmt, entstanden aus λέγε-σι, λέγει-τι; daraus soll durch „Versetzung des ι in die vorhergehende Silbe“ die 2. Ps., und durch Ausstossung des τ in der Mitte die 3. Ps. entstanden sein (Bopp II 284 und 297). Für den Ausfall des intervocalischen τ in der 3. Ps. beruft sich Bopp auf einen ähnlichen Vorgang im Spanischen (*cantais* = lat. *cantatis*); aber er ist für das Griechische, wo dorisch τίθητι neben φέρει steht und intervocalisches τ sonst so zahlreich erscheint, nicht aufrecht zu erhalten. Daher hat Curtius (Vb. I 203 ff.) mit Recht die Bopp'sche Erklärung der 2. Ps., der er sich anschliesst, auch auf die 3. Person ausgedehnt: aus λέγεσι, λέγειτι soll durch „Vorklingen des ι“, über *λέγεισι, *λέγειτι durch Abfall des schliessenden ι und dann bei *λέγειτ auch des τ im Auslaut (nach allgemein griechischem Gesetz), λέγεις λέγει geworden sein. Aber wir fragen zunächst: warum hat gerade hier das dazu noch „herabgesunkene“ ι die wunderbare Kraft gehabt „vorklingen“ oder sich zu „transponieren“ („iota transposito“ übersetzt Ahrens I 92)? warum zeigen so viele andere schliessende ι von diesem Vorrecht keine Spur? warum nicht auch z. B. πατεῖρ für πατέρι, πατρι, oder πατραῖς für

πατράσι? Dass dieses *ι* nicht der zur Bildung des diphthongischen *ει* nötige Zusatz ist, beweist der Umstand, dass es sich gelegentlich trotz der Epenthese erhält (hom. *ἐὶνι'* = *ἐνι'*, *πειρι-* in *Πειρίθοος*, in breitem Masse im Zend, *pairi* = *περί*, *baraiti* = *φέρει*), sowie dass es auch sonst abfällt, wo eine Epenthese nicht stattfindet (*τίθης*, *ἔλεγες*, im lat. *legis*).

Hier treten wir denn mit einem Versuche ein, mit dem wir hoffentlich zum Ziele kommen werden. Wir nahmen *-σι*, *-τι* als hervorgegangen aus *sja*, *tja* an; die Mittelstufe ist *sjī*, *tjī*, wo das *a* sich bereits assimiliert hat, aber mit dem Schmarotzer noch nicht zu dem einfachen *si*, *ti* zusammengefloßen, dieser vielmehr noch wirksam geblieben ist. Auf dieser Mittelstufe stand der Laut, als die Bildungen *λέγεις*, *λέγει* entstanden, der leichtflüssige Schmarotzer ist es, der aus dem Suffix in den Stamm hinübergleitet und *λεγεῖσι*, *λεγεῖτι*, dann *λέγεις*, (*λέγειτ*) *λέγει* zu wege bringt. Wir sahen bereits mehrfach, wie die Sprache in der Umsetzung der Schmarotzer ein Mittel fand, die mit dem Schmarotzer behafteten Laute sich mundgerecht zu machen. Dies gelang ihr hier im Wortinnern, wo der Spirant den Anschluss an den Vocal fand und mit diesem sich zu dem geschmeidigen diphthongischen Laute verbinden konnte, ganz vortrefflich — und dahin gehören auch die Fälle *βαίνω*, *φθείρω*, *μέλαινα*, *μοῖρα* etc.; aber im Anlaut, wo sich der umgesetzte Schmarotzer (*jt* = *tj*, *vt* = *tv*) assimilieren d. h. zu dem gleichstufigen Consonanten verhärten musste, kamen die sprachlichen Missgeburten *κτ*, *πτ* zum Vorschein. Das schliessende *i* in *sjī*, *tjī* muss frühzeitig und gründlich aufgegeben worden sein; denn standen einmal **λέγεισι*, **λέγειτι*, so war kein Grund vorhanden, warum sich diese Formen vollständig hätten verlieren sollen, und namentlich hätten die Dorier, die das *-τι* immer bewahren (*τίθητι*, *λέγοντι*), auch ein **λέγειτι* (wie zd. *baraiti*) beibehalten können. War der Schlussvocal gefallen, so musste ein **λέγειτ* auch bei ihnen zu *λέγει* werden. Das hom. *ἔσσι'* ist überhaupt die einzige Form, in welcher das volle *-σι* in der 2. Ps. erhalten ist.

Der zutretende Spirant musste auch hier (vgl. S. 61) den unbestimmten, zwischen langem Vocal und Diphthongen stehenden Laut erzeugen, der hier *ει* dort *η* werden konnte. Die bemerkenswerte Uniformität in diesen beiden Verbalformen

d. h. namentlich der Umstand, dass auch die Dorier λέγεις, λέγει sprachen, dem sich ebenfalls das böotische λεγῖς, λέγι (*ι* für *ει* s. o. S. 62) zur Seite stellt, deutet darauf hin, dass diese Formen bereits in der urgriechischen Zeit fest und gangbar waren, ehe noch das Sonderleben der Dialekte begonnen hatte, von denen in minder festen Wortgebilden der eine *ει*, der andere *η* den Vorzug gab. Gleichwohl haben sich einzelne Spuren der Verschiebung in den Dialekten erhalten: das lesbische -ης und -η (Ahrens I 91) braucht man nicht so kurzer Hand bei Seite zu schieben wie Curtius (Vb. I 206) thut; ebenso das ΔΟΚΕΣ der attischen Inschrift (vgl. κῆνος = κῆνρος S. 62), das Bergk an den Tag gebracht hat, wenn es auch vor der Hand noch vereinzelt dasteht. Mit δουλοῖς = δουλόεις, welches δουλοῖς hätte werden müssen, wenn *ει* der unechte Diphthong wäre (Brugman Morph. Unt. I 178), ist die Sache nicht abgethan; denn hier stand δουλοῖς, also eigentlich der doppelte Spirant, und der konnte nicht ohne Wirkung auf den Mischlaut bleiben. Nur aus der Vertauschung δουλοῖς hätte δουλοῖς hervorgehen können, und zu dieser Vertauschung lag kein Grund vor; dagegen tritt im Imperfect ἐδούλοπον (wie ποιέσμεν S. 61) ein, welches dann auch bleibt, also ἐδούλοπον = ἐδούλους. Gerade dieses δουλοῖς, δουλοῖ ist der sichere Beweis, dass -σι, -τι aus *sjα*, *tja* entstanden und von dem ursprünglichen *tva* ganz abgekommen sind; es hätte sonst irgendwo, und jedenfalls bei den Contracta auf -οω ein -ους, -ου in der 2. und 3. Ps. zum Vorschein kommen müssen. Ebenso wenig kann man das *ι* subscriptum des Conjunctivs λέγῃς, λέγῃ als Zeugnis für den echten Diphthongen geltend machen (Brugman a. a. O.). Da der Conjunctiv durch den Zutritt des dem Vocal des Indicativs angeglichenen Moduselementes *α* an sich den langen Vocal hat (vgl. λέγητε), so sieht man nicht ab, was diesem *η* der übergleitende Spirant noch hinzuthun konnte; weil man das -εις, -ει des Indicativs als echten Diphthongen nahm, mag man überflüssiger Weise das untergeschriebene *ι* zugefügt haben — wie es denn auch oft genug in den Inschriften fehlt (*ῆ*, *εἴπη*, ἀποδειχθῆ etc). Es dürfte auch nicht gleichgültig sein für die Bestimmung der Natur des Lautes, dass im Conjunctiv oft -ει geschrieben ist statt -η (-ῆ), φέρει, ἄγει etc. (G. Meyer Gr. Gr. 74). Vielleicht hat gerade der Umstand, dass im

Conjunctiv durch den Zusatz des Moduselementes η fest wurde, dazu beigetragen, den Indicativ fest auf die Linie des ϵ zu werfen, auch in den Dialekten, in welchen ein η möglich war oder zu erwarten stand.

Das Dorische hat neben $-\epsilon\iota\varsigma$ auch vereinzelt $-\epsilon\varsigma$ ($\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\varsigma$, $\acute{\alpha}\mu\acute{\epsilon}\lambda\gamma\epsilon\varsigma$ etc.). Der Accent deutet an, dass wir darin eine Verkürzung aus $-\epsilon\iota\varsigma$ zu sehen haben, wie sie bei den Doriern üblich war ($\acute{\iota}\alpha\rho\acute{\epsilon}\varsigma$ = att. $\acute{\iota}\epsilon\rho\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ Curtius Vb. I 205). Ähnlich verhält es sich mit dem $-\epsilon\varsigma$, $-\epsilon$ der Nebentempora ($\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\gamma\epsilon\varsigma$, $\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\gamma\epsilon$): das $-\epsilon\varsigma$ und $-\epsilon$ können nur als Verflüchtigung und Verkürzung des ursprünglichen vollen Lautes angesehen werden, wie ja die Nebentempora überhaupt die Endung verkürzen (sansk. $a-bhara-s$ = $\acute{\epsilon}\text{-}\varphi\epsilon\rho\epsilon\varsigma$, $a-bhara-t$ = $\acute{\epsilon}\text{-}\varphi\epsilon\rho\epsilon$). Die sog. Nebentempora sind nachgebildet; erst musste ein *bharasi* da sein, ehe ein *abharas* werden konnte (lat. *legi-s* — *lege-ba-s*). Die secundären Endungen, wenn sie auch hier und da Spuren grösserer Altertümlichkeit tragen ($-\sigma\omicron$, $-\tau\omicron$ s. o. S. 72), sind augenfällig die Abkömmlinge der primären Endungen; das Gegenteil hätte nie behauptet werden sollen, wie Fr. Müller thut, der $-m$, $-s$ $-t$ für das ursprüngliche ausgiebt, woraus $-mi$, $-si$, $-ti$ durch Anfügung des „Präsenszeichens“ i geworden seien. Brugman (Morph. Unt. I 134) ist geneigt, ihm beizustimmen, allerdings aus einem triftigen Grunde: „Dass man ein Recht habe zu der Annahme, $-mi$ sei durch lautliche Schwächung aus $-ma$ hervorgegangen und die Secundär-Endung $-m$ sei aus $-ma$ oder $-mi$ verkürzt, kann ich nicht zugeben“. Der Stein des Anstosses, die „lautliche Schwächung“ von $-mi$ aus $-ma$, ist nach seinem Princip, durch Formübertragung, weggeräumt und für $-si$ und $-ti$ die Begründung gefunden; da wird das andere wohl bestehen bleiben: $-m$, $-s$, $-t$ sind aus $-mi$, $-si$, $-ti$ verkürzt. Deutlich zeigt die 3. Pl. $\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\gamma\omicron\nu$ gegen Präs. $\lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\nu\text{-}\tau\iota$ ($\lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\nu\sigma\iota$) diese Kürzung; die Spur des einstigen $\acute{\epsilon}\lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\nu\tau\iota$ ist in der dorischen Betonung $\acute{\epsilon}\lambda\acute{\epsilon}\gamma\omicron\nu$ und in der homerischen Messung $-\omicron\nu$, $-\bar{\alpha}\nu$ vor Vocalen erhalten (v. Hartel Hom. Stud. I, 111). Mit Recht hebt Curtius (Vb. I 45) mit Bopp hervor, dass gerade die Belastung, die das Augment den secundären Formen an der Spitze zufügte, einen Ausgleich durch Verkürzung am Wortschlusse hervorgerufen haben mag. Es kam

dazu die Zurückziehung des Accenten, die den Wortschluss der Verflüchtigung preisgab. Diesen Umständen mag es denn zuzuschreiben sein, dass dort nun auch für den Schmarotzer kein Raum oder vielmehr keine Zeit mehr war (s. u. *πείθω*).

Nach dem Gesagten bedarf es über den neuesten Versuch *φέρεις*, *φέρει* zu erklären, keiner breiten Auseinandersetzung. Brugman (Morph. Unt. I S. 174), dessen Anschauungen sich G. Meyer (Gr. Gr. 351) angeeignet hat, sagt: „Lautgesetzlich kann weder *φέρεις* aus **φέρεσι*, noch *φέρει* aus **φέρετι* erklärt werden, aus **φέρεσι* wäre nach den sonstigen Analogieen **φέρει*, **φέρει* hervorgegangen, wie aus **εἶσι* **εἴ* *εἶ* entsprang, und aus **φέρετι* wäre im Ionischen und Äolischen **φέρεσι* geworden, während im Dorischen **φέρετι* hätte unangetastet bleiben müssen. . . . Da das Lautgesetz, dem zufolge *σ* zwischen Vocalen schwinden musste, urgriechisch ist, also weit älter als dasjenige, dem zufolge die Lautgruppe *-τι* nach Vocalen zu *-σι* wird, so dürfen wir annehmen, dass einst neben einander gesprochen wurden die Formen *φέρω* **φέρει* **φέρετι*. Nun trat von den Formen mit secundärer Personal-Endung aus an **φέρει -ς* an: *φέρεις* (vgl. die Neubildung *εἶ-ς* oder *εἴ-ς* statt *εἶ* „du bist“). Weiter gab dann das Verhältnis von *ἔφερον* : *ἔφερες* : *ἔφερε* und von *φέρουσιν* (*φέρουμι*) : *φέροις* : *φέροι* den Anlass zu einer Neubildung der 3. Sg., und so standen nun neben einander *φέρω* : *φέρεις* *φέρει*.“ Brugman geht bei seiner Erklärung der Personal-Endungen von offenkundigen Irrtümern aus, deren man sich schuldig gemacht hat; er nennt es (S. 135) mit Recht eine „kühne Annahme“, dass *-σι* aus *τι*, *τα* entstanden sei, und hält es deshalb für möglich, dass „in *-σι* ein ganz anderer Stamm als *τα*, zwar auch ein Pronominalstamm mit der Bedeutung „du“, aber eben doch ein etymologisch davon verschiedener“ stecke, wie er auch (S. 166) vermutet, dass „*dhi* kein Pronomen der 2. Ps. ist, sondern mit der Infinitiv-Endung *-dhai*, also einem nomenbildenden Suffix, zusammenhängt“. Ich denke, für diese Rätsel ist die Auflösung nun gefunden. Indem er ferner bei seiner Herleitung von *φέρει-ς* aus *φέρεσι* die beiden Formen *εἶ* „du bist“ und *εἴ* „du gehst“ zur Grundlage nimmt, verbessert er die Inconsequenz derjenigen, die diese Formen aus der „Abschwächung von *ἔσσι*, **ἔσι*“ bzw. „durch Ausstossung des *σ* **εἶ-σι*, **εἴ-ι*“ (Curtius Vb. I

49, 50) herleiten und dann für *φέρεις* einen anderen Weg suchen. Eines von beiden ist unrichtig; entweder gilt die Verhauchung des *σ* für beide Fälle, oder für keinen. Ich sage: für keinen.

Da sind wir bei dem Kernpunkt der neuen Hypothese angelangt: ihr Fehler liegt in der irrigen Anwendung der sog. „Verhauchung“ des intervocalischen *σ*. Allerdings ist es Lautregel der griechischen Sprache, dass ursprüngliches *s*, wie es im Anlaut vom Spir. asper abgelöst wird (*ἔδος*, ssk. *sadas*, lat. *sedes*), so im Inlaut zwischen zwei Vocalen „verhaucht“ wird d. h. schwindet (*γένεος* = *γένεσος*, lat. *generis*). Wir werden über Grund und Tragweite dieser Verhauchung noch des weitern zu reden haben und bemerken hier nur, dass sog. unursprüngliches *s* d. h. das *s*, welches aus den verdickten Lauten *tj* = *sj* hervorgeht, der Regel nach (aber nicht ohne Ausnahme s. u. II) weder im Anlaut noch im Inlaut schwindet und im Inlaut sogar verdoppelt erscheint (s. o. *ῥσσοσ*). Erkennen wir also für das pronominale Suffix in **φέρει-σji* den ursprünglichen verdickten Laut an, so stehen wir innerhalb der Lautregel, *σ* konnte in der vorauszusetzenden Zwischenform **φέρεισι* nicht schwinden, sollte eine Verkürzung der Form eintreten, so konnte diese nur in dem Abfall des Schlussvocalen bestehen. (Die Medial-Endungen *-ε(σ)αι*, *-ε(σ)ο* liegen hinter *φέρεις*; als sie entstanden, kann kein Schmarotzer mehr gefühlt worden sein s. u. II.) Nun bedarf es nicht der umständlichen und künstlichen Anknüpfung an die secundären Formen, welche zu der einen Anachronismus enthaltenden Consequenz führte, dass *ἔφηρες*, *ἔφηρε* älter d. h. eher fertig waren, als *φέρεις*, *φέρει*. Das spätgeborene attische *εῖ*, das Homer nicht kennt, zum Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung zu machen und darauf allein den ganzen Bau zu gründen, musste von vornherein bedenklich erscheinen. Vielmehr zeigt das homerische *ἔσσι*, das eine „Analogiebildung nach *ἔσσι*“ sein soll, durchaus das primitive Gepräge — wie ja dem ssk. *así* (nach Whitney Ind. Gr. S. 57, den G. Meyer unvollständig citiert) ein *as-sí* vorausliegen muss (vgl. ebenso Bopp II 284, Schleicher Comp. 177). Aus *ἔσσι* musste zunächst *εῖς* (*εῖς*) werden und in dem attischen *εῖ*, welches die völlige Einbusse der Personal-Endung bedeutet, wird man füglich nichts anderes erkennen können, als eine bei dem viel-

gebrauchten Worte erklärliche Verkürzung (eine „Abstumpfung“, sagt Buttmann). Nach $\epsilon\bar{i}$ „du bist“ wird sich dann $\epsilon\bar{i}$ „du gehst“, das Homer nur an einer Stelle in den Hymnen hat, gerichtet haben. Aber die beiden $\epsilon\bar{i}$ über $*\epsilon\bar{o}i$, $*\epsilon\bar{i}\sigma i$ mit Verhauchung des σ zu leiten, verbietet eben die Natur dieses σ in diesen uralten Formen.

Werfen wir zum Schluss dieser Verhandlungen über $\lambda\acute{\epsilon}γεις$, $\lambda\acute{\epsilon}γει$ noch einen Blick auf das Lateinische, so kann es hier als ausgemacht gelten, dass *legis*, *legit* auf der Stufe des griech. $\acute{\epsilon}\text{-}\lambda\epsilon\gamma\epsilon\varsigma$, $\acute{\epsilon}\text{-}\lambda\epsilon\gamma\epsilon$ d. i. $\acute{\epsilon}\text{-}\lambda\epsilon\gamma\epsilon\tau$ stehen, d. h. dass hier im Präsens schon die Verkürzung eingetreten ist, die im Griechischen erst in den Nebentempora auftritt. Die Epenthese, die den Diphthong brachte, ist verschollen und hat ihre Spur nur in der Färbung des Vocals zurückgelassen. Das Lateinische kennt die Epenthese überhaupt nicht: es hat kein $*veino$, sondern *venio*, kein $*com\text{-}peiro$, sondern *comperio* etc.; demnach auch als Vertreter von $\mu\epsilon\acute{\iota}\zeta\omega\nu$ *maior* d. i. *mag-jor*, von $\pi\lambda\acute{\eta}\sigma\sigma\omega$ *plecto*, von $\sigma\acute{\kappa}\epsilon\pi\tau\omicron\mu\alpha\iota$ *specio* etc. Also kein *legīs*, *legīt* mehr, welches aus $*legeis$, $*legeit$ hervorgegangen wäre. Wäre dies einmal gewesen, so stände in den Inschriften *legeis*, *legeit*. Damit konnte die Sache abgethan sein, wenn nicht eine so bedeutende Auctorität wie Corssen (Ausspr. I² S. 600 ff.) auf Grund einiger wenigen Dichterstellen, in denen *-īs* und *-īt* in der Arsis vor der Cäsur steht, langes *i* für das ursprüngliche ausgabe. Die Widerlegung sehe man bei Curtius (Vb. I 207) und in schlagender Kürze bei Brugman (Morph. Unt. I 173), der darauf hinweist, dass, „wenn die daktylischen Dichter nach Bedürfnis bald *arat*, *fuit* [wo die Länge ursprünglich ist] bald *arāt*, *fuīt* gebrauchten, auch nichts natürlicher ist, als dass sie diese Doppelwertigkeit der Endsilben gelegentlich auch auf solche Fälle ausdehnten, in denen von Haus aus nur Kürze des Vocals geherrscht hatte“.

Aber wo soll der angebliche lange Vocal herkommen? Epenthese konnte es nicht sein, da greift Corssen zur Vocalsteigerung. Ja, wer nur gleich zu sagen wüsste, was Vocalsteigerung wäre! Wir sehen die Thatsachen; aber von einer Erklärung, so scheint es mir, sind wir noch weit entfernt, und ich habe das Gefühl, dass wir auch durch Corssen's Bemühung darin nicht weiter gekommen sind. Die in der

Seele des Redenden bedeutungsvolle Silbe soll durch die Verstärkung des Vocals hervorgehoben werden — das ist eine Abstraction, die für die Urzustände der sprechenden Menschheit unglaublich klingt und die dazu den Versuch nicht macht, die verschiedenen Abstufungen der Vocalsteigerung zu erklären. Mit vollem Recht weist J. Schmidt (Voc. II S. 355) diese Corssen'sche Auffassung der Vocalsteigerung und Vocaldehnung ab: „Von einem „Willen des Redenden, die von der Vocalsteigerung betroffenen Silben als die bedeutungsvollsten stärker hervorzuheben durch gesteigerte Anstrengung der Sprachwerkzeuge, insbesondere durch Verstärkung des Lufthauches, welche die verlängerte Tondauer des Vocals bewirkt“ (Corssen I² 813), darf man erst dann sprechen, wenn man nachzuweisen vermag, dass und wesshalb der Redende z. B. in *crētus*, *trīvi*, die Wurzelsilbe stärker hervorheben wollte, als in *certus*, *terni*. Man mag darüber streiten, durch welche Ursachen die Vocalsteigerungen in der indogermanischen Ursprache hervorgerufen seien — das aber ist unbestreitbar, dass schon lange vor der Existenz verschiedener indogermanischer Sprachen die Worte der indogermanischen Ursprache in allen Teilen vollständig ausgebildet und bestimmt waren, dass mithin auch jeder Vocal in jedem Worte schon zu dieser Zeit entweder gesteigert oder nicht gesteigert war. Von einer lateinischen, griechischen etc. Vocalsteigerung kann also ebenso wenig die Rede sein, wie von lateinischen, griechischen etc. Wurzeln.“

Der Hochtou soll nach verbreiteter Anschauung die Verstärkung des Vocals herbeigeführt haben; auch J. Schmidt (a. a. O.) stimmt der Benfey'schen Ansicht bei, dass „die Steigerungen ursprünglich durch den Hochtou veranlasst seien.“ Aber das setzte, wie man mit Recht dagegen bemerkt hat (Curtius G. E. S. 53), „eine Betonung für die indogermanische Ursprache voraus, die sich von der überlieferten des Sanskrit und des Griechischen wesentlich unterscheidet“, und davon wäre die Folge, dass die Wortgebilde eine ganz andere Gestalt hätten, als die, in der wir sie jetzt sehen. Es ist freilich ein in der Geschichte aller Sprachen bethätigtes Gesetz, dass die durch den Ton gehobene Silbe an Bedeutung und Lautfülle wächst und sich dehnt, wie umgekehrt die vom Ton verlassene Silbe zusammenschrumpft und Gefahr läuft, zuletzt ganz unterdrückt zu werden. Von hier aus lässt es sich be-

greifen, wie mit der steigenden, durch den Verlust des Tones herbeigeführten Verstümmelung der Endungen in unserer Sprache das Gesetz zu wege kam, dass einfach die betonte Silbe lang ist. Aber dieser Zuwachs an Ton ist im wesentlichen Dehnung, nicht Steigerung, d. h. er macht aus dem kurzen Vocal den langen Vocal, aber nicht den Diphthongen. Keine Verstärkung des Tones vermag mit solcher Regelmässigkeit und Consequenz aus einem kurzen *i* ein *ai* (*ei*) oder langes *e*, aus einem kurzen *u* ein *au* (*ou*) oder langes *o* zu machen. Es lässt sich also nicht begreifen, wie diese Verschiebung in dem Vocalismus anders zu stande kommen konnte, als durch den Zutritt eines neuen Lautelementes. Die Steigerung muss eine äussere, in den Lauten selbst liegende Veranlassung haben; der Veränderung in den Betonungsverhältnissen kann nur eine secundäre Mitwirkung zugestanden werden, die wir sorgfältig zu untersuchen haben werden. Weit entfernt, die schwierige Frage an dieser Stelle zum Austrag bringen zu wollen, wage ich nur einige flüchtige Andeutungen zur Feststellung einer neuen Grundlage der Beurteilung.

Wir gehen von Bekanntem und zum teil bereits Verhandeltem aus. Wir sehen neben *παρά* stehen *περί* und *πρό* d. i. **πορό*; alle drei sind aus der Grundform *para* hervorgegangen, wie ist also der Dreiklang *a*, *e*, *o* zu stande gekommen? Zunächst ist *περί* ssk. *pari* aus der Grdf. *para* hervorgegangen durch den Zusatz des Locativsuffixes, welches ursprünglich *-ji* war, später *-i*, wo denn das Suffix mit dem schliessenden *a* der Grundform so innig verwächst, dass der eine (ursprünglich also lange, dann gekürzte) Vocal *i* übrig bleibt (s. o. *dvi*-). Dass dies der Weg ist, den *περί* gemacht hat, beweist die Epenthese, zd. *pairi*, hom. *ὑπείρ* d. i. *ὑπερ-ji*, genau wie *λέγεις*), die in *περί* durch das einfache *ε* vertreten ist, (welches also ursprünglich ein *ε* war wie jenes in *κῆνος* = *κεῖνος*, vgl. *Περίθωος*, dor. *Πηρι-*, att. *Περίθους*). Nun steht neben *περί* von der Grdf. *para* auch *πρό* d. i. **πορό*; dieses verdankt sein *o* demselben Grunde, wie auch der Pronominalstamm *πο-* (*πότερος* etc.) = jonisch *κο-*, und wie die Präposition *ᾰ-πό*, d. h. es ist, wie ich genauer nachweisen werde, hervorgegangen aus *kva*, welches *ko*, *ku* werden konnte (s. o. S. 60), und dann auch *po*, *pu*, wobei das Merkwürdige ist, dass der Schmarotzer doppelt verwertet ist, einmal in der Labialisierung *p* = *k*, sodann in dem Vocal *o*, *u*, dessen Klangfarbe er geschaffen. Man wird also den

Vocal als Übertragung von *ko*, *ku*, welches das nächste Product von *kva* war, betrachten müssen; der Labialismus konnte nur *pa* bringen (s. u. II *πᾶς*, *ἄπαξ*). Von *po-* aus ist alsdann das *o* durch Lautangleichung auch auf den schliessenden Vocal übergegangen, also **poró*, *poró*. Demnach ist in *περί* das schliessende *a* der Grundform durch den Zutritt des einen Spiranten (*j*) zu *i* geworden, und in *poró* durch den Einfluss des andern Spiranten (*v*) zu *o*; und dieses *o* liegt seiner Natur nach dicht neben *u* (vgl. ssk. *puras*, unser *für* neben *vor* s. u., lesb. *ἀπύ* = *ἀπό*), es konnte in der That *πύτερος* werden statt *πότερος*, wie oskisch *puturus* = *uter*.

Somit hätten wir *i* und *u* an der Stelle von ursprünglichem *a*, herbeigeführt durch die beiden Spiranten. Nun haben wir wiederholt das Gesetz getroffen: die jüngere Weiterbildung setzt bei der älteren Grundform wieder an (vgl. *δια-* in *διακόσιοι* gegen *δί-*, *-μαι* *-σαι* *-ται* im Medium gegen *-μι* im Activum — weshalb man auch in dem letzteren Vocalsteigerung erkennen wollte). So stellt sich zu *περί* mit neuem Locativsuffix die Nachbildung *πέρα* d. i. *περα-j* (mit anderem Suffix *πέραν*) also genau *περί* : *πέρα* = *δι-* (d. i. *δι-j-*) : *διᾶ-* (d. i. *δι-jα-*) = *-σι* : *-σαι* (sskr. *-śē*, vgl. jonisch *διηκόσιοι*). Wir haben also an der Stelle des *i* in *περί*, welches selbst aus ursprünglichem *a* stammt, *ai*, denn das ist das *ā* in *πέρα* eigentlich (vgl. auch Compar. *περαιότερος*). Hier liesse sich für *poró* eine ähnliche Weiterbildung erwarten, etwa **porōw*, aber dafür ist die Weiterbildung *porōsw* im Gebrauch d. i. *προ-tjω* (daher *porōssw*, reduciert *porōsw* S. 18). Das Wort ist also zunächst angeschlossen an *porós* = *προτί*, wo das *-τι* (worauf auch *porósθa*, *porósθe(v)* deutet s. o.) aus *tja* entstanden ist, wie in *-σι* und *-τι* (*porós* : *τίθησι* = *προτί* : dorisch *τίθητι*); das Suffix *tja*, *-τι*, *-ς* setzte an die Stelle des Verweilens die Bewegung, *tja* ist das *ja* „weiter“ in seiner ursprünglichen Gestalt (S. 38), wie sich am deutlichsten bei *εἰς* = *ἐνι-ς*, *ἐν-ς* zeigt. Ein anderes *-ς* wird auch das in *δῖς* (S. 31) nicht sein, *δῖς* (= *δι-jι-ς*) wäre also das um dieses *-ς* vermehrte *διά* (= *δι-jα*), und *δί-ς* : *τετρά-κι-ς* = *διά* : *δίχα*, *διχθα*. Ebenso *χθές* = *hjas*, die sich also in ihrem Ursprung als ein doppeltes, d. h. aus den Urlauten *kja* und *tja* zusammengesetztes weiter darstellen. Aehnlich verhält es sich mit *-κι-ς* und dem Comparativsuffix *-ίς* (*μέγισ-τος*, *magis* aus *mag(e)-ji-s*). So deckt sich zwar

nicht das *-is* des Comparativs, aber doch das *-s* in diesem *-is* mit dem *-s* in *ἐξ*, *ex* etc. (S. 33); und weiter werden wir sehen, wie diese Präpositionen aus dem lautlich gleichen Elemente *-ji*, welches aber hier Locativsuffix ist, gestaltet sind: *ἐνί* gehört zu *ἀνά*, *ἐπί* zur Grundf. *ἀπα*, wie *περί* zu *παρά* (s. u. II). Das ist der Ursprung des vielumstrittenen *-s* in den Präpositionen *ἐξ*, *εἰς*, *πρός* vgl. *ἄψ* etc. lat. *ex*, *abs* etc. Die Differenzierung der Bedeutung, um derentwillen *-τι*, *-ς* zugesetzt war, verdunkelte sich bei dem vielfältigen Gebrauch dieser Partikeln; um das *-wärts* bestimmter zu bezeichnen, schien der Zusatz eines neuen Suffixes nötig. So entstand *πρόσω*, wie *εἴσω* (*ἔσω*), *ἔξω* (*ἄνω*, *κατω*, im Homer nur selten, sind direct von *ἀνά*, *κατά* nachgebildet); das *τιω*, woraus *-σω*, ist unserer Regel gemäss angeschlossen nicht an *tji*, sondern an die Grdf. *tja*, und ist mit einem Suffix gebildet, welches mit *ς* beginnt. Und dieses kann kein anderes sein, als *-σι* (*-σε*), welches wir als den Vertreter des Locativsuffixes *ji* treffen werden (z. B. *ποῦ* = *πο-σε*, nicht Genitiv, wie man annimmt, umbrisch *pufe*; der Vocal beruht auf Übertragung von *je*, *ji* s. u. II) — also das *-ω* Vertreter eines *au*.

Kann nun auch *πρόσω*, da es nicht directe Weiterbildung von *πρό* ist, ein *au* an der Stelle von *u* nicht beweisen, so bleibt doch *πέρα* zu *περί* als Beweis dafür, dass *i* und *ai* aus der Grundform mit *α* durch den Zutritt des Spiranten entstehen. Das legt uns die Vermutung nahe, dass es in der Vocalsteigerung nicht anders ist, d. h. dass die Spiranten die gesuchten Factoren *x* und *y* darstellen, durch welche *ê*, *âi* an die Stelle von *i*, und *ô*, *âu* an die Stelle von *u* kam. Die Basis der Steigerung, die Vocale *i* und *u* müssen ursprünglich lang gewesen und bei den zuerst gebildeten und im unausgesetzten Gebrauch zuerst verflüchtigten Wortformen später gekürzt worden sein. Und die wichtigere Consequenz ist, dass diese *i* und *u* selbst schon durch lautlichen Zuwachs umgestaltete Vertreter eines ursprünglichen *α* sind. Es scheint nur so, als wenn bei der Steigerung dem *i* und *u* ein *α* vorgesetzt würde; in der That ist dieses *α* das ursprüngliche *α*, welches in der gesteigerten Form sich behauptet hat und in der als Basis angenommenen Form gewichen ist. Bopp (II S. 378) will die Steigerung „bloss aus einer Neigung zur Formfülle erklären, die dazu veranlasst, die leichteren Vocale *i*

und *u* zu verstärken, ihnen gleichsam unter die Arme zu greifen durch die Verschiebung eines *a*, während *a* selber, da es der schwerste Vocal ist, einer fremden Hilfe nicht bedarf.“ Und so meint Fick (Wurz. u. Wzldet. S. 32), das *a* sei ein Vorschlag, der bestehen blieb, als sich *i* und *u* aus dem ursprünglich allein bestehenden *a* entwickelten. Aber woher kam der „Vorschlag“ und was bedeutet er? „Längst hat es mich gewundert, sagt Scherer (G. d. Sp. S. 39), dass niemand zur Aufhellung der alten *ai* und *au* die jungen aus *î* und *û* entstandenen herbeizog, von denen das Englische und namentlich das hierin dem bairischen Dialecte folgende Neuhochdeutsche so lebendiges Zeugnis ablegt. . . . Ohne Zweifel war es ein ähnlicher Process, durch welchen schon in jener Urepoche der Sprachbildung *ai* und *au* aus *î* und *û* sich entwickelten: ein unbestimmter Vocal klang vor, der sich zuletzt als der Indifferenzlaut *a* fixierte.“ Der „unbestimmte Vocal“, der „vorklang“, war *a* seit Anbeginn, jene *î* und *û* sind aus *ai* und *au* entstanden, und es ist, als ob die sprechende Menschheit dies zu keiner Zeit vergessen: sie langt gelegentlich wieder die Diphthonge hervor, sowie sie umgekehrt die Diphthonge in der uralten Weise zum Monophthongen zusammenzieht.

Also mit dem einen Vocal *a*, den wir mit Recht den Urvocal nennen, muss die Sprache begonnen haben (wie auch Fick geltend macht), die Gewinnung des getrennten *i* und *u* ist erst das Ergebnis lautlicher Entwicklung — eben wie wir bei der Dreiteilung der Consonanten von der Tenuis als der ursprünglichen Einheit auszugehen haben, aus welcher durch die Erschlaffung der Articulation die Media wie die Aspirata hervorgegangen ist (s. u. III). Aus der Einheit geht nach dem grossen Grundgesetz der Natur, das auch in der Sprache gilt, die Vielheit und Manchfaltigkeit hervor. Es ist nicht bedeutungslos, dass *a* in der indogermanischen Ursprache der bei weitem häufigste Vocal ist und dass er sich viel häufiger findet, als *i* und *u* zusammengenommen (Schleicher Comp. S. 12). Gleichwohl brauchen wir deshalb doch nicht anzunehmen, dass die Sprache sich lange Zeit mit *a* beholfen, *i* und *u* nicht gekannt habe; nur das ergibt sich aus unsern Untersuchungen, dass *i* und *u* nicht von vornherein selbständig hervortraten, sondern in dem Geleite der Schmarotzer, aus deren Verbindung und Verschleifung mit dem Grundvocal wir sie erwachsen

sähen. Der Urvocal *a* als erste Raumpartikel ist hundertfach bezeugt, beim Pronomen (ssk. *a-ham*, *ê-γώ* etc.), bei den Präpositionen (*a-pi*, *ê-πί*, *â-πό* etc.) und bei den primitivsten verbalen Bildungen (*a-sja-mi* = *as-mi*, *êσ-μί*, wo *êi-μί* weder Vocalsteigerung noch Ersatzdehnung ist, sondern lediglich der Zutritt des dem *s* ursprünglich anhaftenden Schmarotzers; *a-ja-mi* = **ai-mi*, ssk. *êmi*, *êĩμι* etc.); aber es giebt keinen ursprünglichen Pronominalstamm *i* oder *u*, sowenig wie eine Verbalwurzel *i* „gehen“, sondern zuerst *ja* und *va*, und diesen selbst liegt *kja* und *kva* voraus.

Aus dem Gesagten ergibt sich die weitere Consequenz, dass alle Wurzeln, bei denen wir Vocalsteigerung wahrnehmen, in ihrem Urzustande mit dem Urvocal anzusetzen sind, also z. B. *πείθω* nicht *πιθ* wegen Aor. *ἐπιθον*, *λείπω* nicht *λιπ* wegen *ἐλιπον*. Aber auch nicht *παθ*, *λαπ*; denn dann fragt es sich, ob auch die Consonanten die Urgestalt zeigen. Sind die Wurzeln der „Grundstoff der Sprache“ (Pott), so muss man eben bis auf den Grund zurückgehen. Wir fragen: wo sollen hier die Spiranten herkommen, die aus *a* *i* gemacht haben? Die Frage beantwortet sich von dem Standpunkte aus, den wir eingenommen haben, leicht: sie müssen in dem *θ* stecken, welches wir aus *tj*, und in dem *π*, welches wir aus *kv* entstehen sahen. Aus *pa-tja* (erweicht *bha-thja*) und *la-kva* gingen hervor — natürlich allem Zetacismus und Palatalismus vorausliegend — über *bha-tha* *πειθ* (für **paiθ* s. u.) — Präsens *πείθω*, und verkürzt *πιθ* — Aorist *ἐπιθον*. Nehmen wir die beständige Vertauschung der Schmarotzer hinzu, so kommen wir über *bha-tha* zu *ποθ* (Perfect *πέποιθα*). Ebenso *λιπ* über *la-kja*, *λοπ* über *la-kva* — also eine Vermischung und Vocal-Übertragung (wie oben S. 82 *πο*, *πυ*), da aus *la-kja* nur ein *lik* hervorgehen konnte; griech. *λείπω* also für **λείκω* (vgl. lit. *lik-ti* W. *rik* s. Fick Vgl. Wtb. I S. 194), lat. *linguo* für **lanquo* oder **lonquo*. Im Perfect war aus *bha-tha* zunächst zu erwarten **πέπουθα* oder verkürzt **πέποθα*, wie ja eben der Wechsel *o* für *ε* charakteristisch für das sog. Perf. II ist (s. u.). Angesichts der übrigen Bildungen wird man in dem *οι* nicht ein zugetretenes Suffix *ja* (wie in der bekannten Präsenserweiterung) erkennen, sondern lediglich die Einwirkung des *ει* im Präsens: *πείθω* hat *πέποιθα* nach sich gezogen, wo der Diphthong im Präsens fehlt (*λέγω* — *εἴλοχα*, *τρέφω* — *τέτροφα* etc.), da beschränkt sich auch das Perfect auf *ο*. Und gerade

für diesen Wechsel, den wir in unserer Sprache Ablaut nennen, der aber in seinem Wesen mit dem Umlaut übereinkommt, fehlt der Nachweis der Entstehung, da sich mit der „Entartung zu ε und o “ (Bopp I S. 47) heute niemand mehr begnügen wird; ich glaube, er ist in seinem Ursprunge nicht anders zu erklären, als durch den Wechsel der Schmarotzer. Das Perfectum liebt den Umlaut o , lehrt Buttmann (Ausf. Spr. I. S. 410); der Umlaut ist, wo er nicht etymologisch berechtigt ist, als unterscheidendes Kennzeichen übertragen. Aber ehe man dazu übergehen konnte ihn zu übertragen, musste er doch etymologisch auf irgend eine Weise zu stande gekommen sein. Wir können uns doch den Vorgang nicht so denken, als ob man sich vorgenommen habe Tempora zu bilden, und gefragt habe: wie fangen wir das an? Wir setzen im Perfectum o für ε . Vom Verbum aus konnte die Übertragung in das Nomen erfolgen (wo man nicht den umgekehrten Weg annehmen wird): $\pi\iota\sigma\tau\acute{o}\varsigma$ d. i. $\pi\iota\theta\tau\acute{o}\varsigma$, $\lambda\omicron\iota\pi\acute{o}\varsigma$ (nicht bei Homer) etc.

Durch den Zusatz des Personalsuffixes wurde *bhait̥ha-sj̥i*, *bhait̥ha-t̥i*, und dies blieb als Präsens $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\epsilon\iota\varsigma$, $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\epsilon\iota$ stehen; der Aorist dagegen verkürzte wie die Endung (o. S. 76), so den Stamm: $\acute{\epsilon}\text{-}\pi\iota\theta\epsilon\varsigma$, $\acute{\epsilon}\text{-}\pi\iota\theta\epsilon$, das eine wie das andere wohl in Folge des Zusatzes (Augments) an der Spitze, der als Bestimmungswort den Ton auf sich zog (Whitney Ind. Gr. S. 214), also die übrigen Bestandteile des Wortes der Verflüchtigung preisgab. Nun war für das Präsens die Differenzierung leicht gegeben, indem es bei der ursprünglichen vollen Form blieb. So dürfte sich die gangbare Annahme, die dem Hochton die Steigerung zuschreibt, ins Gegenteil verkehren: nicht der Hochton, der übrigens an dem Wechsel ε - o gar nichts zu erklären vermag, hat die Dehnung und Steigerung der Wurzel herbeigeführt, sondern umgekehrt der Tonverlust hat die Verkürzung zur Folge gehabt. Welches waren die Ursachen des Tonverlustes? Im Zusammenhang des Satzes verliert das Verbum in der Regel den Ton, es giebt ihn ab an die Bestimmungswörter der Aussage, auf welche der Nachdruck gelegt wird. Ein solches Bestimmungswort ist bereits das Augment: es ist ursprünglich ein selbständiges Wort in dem Sinne von „damals“ (s. u. II) und mit dem Verbum zur Worteinheit verwachsen. Im Sanskrit ist „in accentuierten Texten das Verbum (d. h. das Verbum finitum) in der grossen

Mehrzahl der Fälle unaccentuiert oder tonlos“ (Whitney, Ind. Gr. S. 216). Die Folge des Tonverlustes war die Verdünnung der Wortform: $\epsilon\tilde{\iota}-(\mu\iota)$ ist nicht durch Verstärkung des Tones aus $\dot{\iota}-(\mu\epsilon\nu)$ hervorgegangen, sondern umgekehrt $\dot{\iota}-\mu\epsilon\nu$ aus $*\epsilon\tilde{\iota}\mu\epsilon\nu$, als das Wort den Ton verlor. Dadurch dass die Stammsilbe den Ton verlor und Verkürzung erlitt, konnte es scheinen, als ob die Endung verstärkt würde. Das ist der Ursprung der Betonung $\epsilon\dot{\iota}\mu\acute{\iota}$, $\epsilon\sigma\mu\acute{\epsilon}\nu$ etc.: die Verschiebung des Accentus bedeutet weiter nichts als den Tonverlust des ganzen Wortes, und anders wird es mit ssk. $im\acute{as} = \dot{\iota}\mu\epsilon\nu$ etc. auch nicht sein. War z. B. in $\epsilon\sigma\mu\acute{\epsilon}\nu$ die Endung jemals stärker betont als die Stammsilbe, so konnte der Accent im Zusammenhang der Rede niemals ganz verloren gehen d. h. $\epsilon\sigma\mu\acute{\epsilon}\nu$ konnte niemals zur Enclitica (oder eigentlich Atonon) werden. Bopp (II 480) hält daher mit Recht die Betonung des griech. $\dot{\iota}\mu\epsilon\nu$ für älter, als ssk. $im\acute{as}$. Damit ist die Grundlage zu dem „Gravitätsgesetz“ Bopp's (II 328 ff.) gegeben: „Das Gewicht der Personal-Endungen übt im Sanskrit und Griechischen einen augenscheinlichen Einfluss auf die vorhergehende Wurzelsilbe aus, sodass vor leichten Endungen häufig Erweiterungen stattfinden, die vor den gewichtvolleren wieder zurückgenommen werden.“ „Die Dual- und Plural-Endungen haben mehr Körper und Umfang, als die singularischen, und im Medium bekennt sich schon der Singular zu den schweren Endungen“ (II 346). So sehen wir es in der That: $\tau\acute{\iota}\theta\eta\mu\iota$ gegen $\tau\acute{\iota}\theta\epsilon\mu\epsilon\nu$, $\tau\acute{\iota}\theta\epsilon\mu\alpha\iota$ etc., $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\omega$ (wo gar keine Endung ist s. u.) gegen $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\omicron\mu\epsilon\nu$ etc. Aber die „Erweiterungen“ sind nicht die Folge der „leichten“ Endungen, sondern überall der ursprüngliche, vor diesen Endungen erhaltene Bestand; die sog. synkopierten Aoriste ($\epsilon\beta\eta\mu\epsilon\nu$, $\epsilon\sigma\tau\eta\mu\epsilon\nu$ etc.) sind der Rest dieses ursprünglichen Verhältnisses. In den drei Stufen $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\epsilon\iota\varsigma$, $\epsilon\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\epsilon\varsigma$, $\epsilon\pi\iota\theta\epsilon\varsigma$ ist $\pi\epsilon\iota\theta$ der ursprüngliche Stamm, der zugleich mit der Endung in $\epsilon\pi\iota\theta\epsilon\varsigma$ verkürzt erscheint; die Beibehaltung des ungeschwächten Stammes hat dem Griechischen zu der bequemen Differenzierung des Imperfects verholfen. Auf derselben Grundlage beruhen die Accente der Aoristformen $*\pi\iota\theta\epsilon\tilde{\iota}\nu$ (hom. $\pi\epsilon\pi\iota\theta\epsilon\tilde{\iota}\nu$), $\pi\iota\theta\acute{\omega}\nu$ etc.; sie bedeuten gegen $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\epsilon\iota\nu$, $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\omega\nu$ die Verflüchtigung der ganzen Wortform, von einem Unterschied in dem „Gewicht“ kann hier nicht die Rede sein, da die Endungen völlig dieselben sind (vgl. u. über den Accent der Präpositionen).

Die Wurzeln in der Weise, wie ich sie mir entstanden denke (*bhāi-tha* = $\pi\epsilon\iota\theta$, $\pi\iota\theta$), waren ursprünglich zweisilbig. Ich nehme also an, dass die „Wurzeldeterminative“, wie Curtius die consonantischen Zusätze am Schluss der Wurzel ($\pi\iota-\theta$, $\lambda\iota-\pi$) nennt, die Reste einer volleren, mit Vocal versehenen Silbe sind, die ursprünglich selbst Wurzel war, und glaube, dass dieser Vocal nicht spurlos verschwunden ist, sondern dass es eben der Vocal ist, den die alte Grammatik „Bindevocal“, die neue (Curtius) „thematischen Vocal“ nennt, der alsdann durch den Einfluss der Endung d. h. des die Person bezeichnenden Suffixes zu *e* und *o* sich gespalten hat (s. u.), also denselben Weg macht, den der Binnenvocal vorher gemacht hatte. Setzte man die Personalsuffixe zu, so war das erste Verbum fertig. Und ebenso das erste Nomen, indem man die Nominalsuffixe anhängte: $\varphi\omicron\varrho\acute{o}-\varsigma$ (qui fert), $\varphi\acute{o}\varrho\omicron-\varsigma$ (qui fertur) enthalten denselben Stamm wie $^*\varphi\acute{\epsilon}\varrho\epsilon-\sigma\iota$ ($\varphi\acute{\epsilon}\varrho\epsilon\iota\varsigma$), Differenzierungen, wo sie auftreten, können erst später entstanden sein (vgl. J. Schmidt in Kuhn Ztsch. 25 S. 99). Die Wurzelform *bhara* ist der indifferent Ausgangspunkt sowohl für *bharas* wie für *bharasi*, wie Schleicher (Comp. S. 495) lehrt, von dessen Auffassung wir nur soweit abweichen, dass wir nicht *bhar* für die Wurzel und *a* für ein „determinierendes pronominales Element“ nehmen. (So auch Bopp II 356 von dem Bindevocal.) In dieser Anschauung treffen wir mit Fick zusammen (die suffixlosen Nomina der griechischen Sprache, in Bezenberger's Beiträgen zur Kunde der indogerm. Sprachen I. S. 1 ff.). Die consonantisch auslautenden Wurzeln sind, ehe sie als solche zu Weiterbildungen verwandt wurden, aus vocalisch auslautenden gekürzt.

Hier können uns wieder die Sprachen der sog. Wilden belehren, von denen manche nicht einmal einen Consonanten ohne beigefügten Vocal, geschweige denn eine Consonantenhäufung dulden: englisch *steel* (Stahl) ist auf Hawaii *tila* geworden (M. Müller Vorl. II 183), die Kaffern haben aus Kirche *ikerike* gemacht und in Birma heisst Bismarck *Bisimaki* — was an die kyprische Weise *po-to-li-ne* = $\pi\acute{o}\lambda\iota\nu$, erinnert, wenn man annehmen dürfte, dass die geschriebenen Silben dort auch gesprochen wurden. Dies führt uns in der That zu den Anfängen der Sprache, zu der tschinesischen Einsilbigkeit der Wurzeln, die dort bis heute die vielsinnigen Urlaute geblieben sind. Für uns sind $\pi\iota\theta$, $\lambda\iota\pi$ einfache Wurzeln;

aber es war schon eine Determination des ersten Lautes, als man zusammensetzte *bha-th'a*, *la-k'a*, wenn wir auch nicht mehr anzugeben wissen, worin diese Determination bestand. Das war die uralte Weise, aus der wir herausgekommen sind mit der Flexion, d. h. mit der völligen Verschmelzung der Teile zur Worteinheit. Die Wurzel schob sich zusammen, der schliessende Vocal fiel aus vor dem Suffix; es blieb die Wurzel mit schliessendem Consonant, dem „Wurzeldeterminativ“. So schon *asmi* (εἰμὶ) aus **asjami*, ἐπέπιθμεν neben πείθομεν, τέτυμμαι neben τύπτομαι etc. Damit wird der Unterschied zwischen der sog. thematischen und unthematischen Conjugation hinfällig: τίθεμεν unterscheidet sich von πείθομεν nur dadurch, dass in diesem die Wurzel ursprünglich zweiteilig, also zweisilbig, in jenem einsilbig ist. Auf demselben Wege hob sich die consonantische (3.) Declination von der vocalischen (1. und 2.) ab: Gen. ποδός d. i. ποδο-ς (ς = *sja*) ist im Grunde nicht verschieden von λόγου, λόγοιο d. i. λογο-φο, λογο-ιο (-jo aus *hja* = *sja*, -φο aus *hva* = *sva* = *sja* s u. II). Und dann stellen die Präpositionen, die ja den Mittelpunkt unserer Untersuchungen bilden, in ihrer Indifferenzform die Urgestalt der Wurzeln dar, ἀνά, παρά, κατά sind in der That Wurzeln und Wörter zugleich. „Die Wurzeln sind die Wörter der vorflexivischen Periode, welche mit der Flexion verschwanden“, sagt treffend Delbrück (Einl. in das Sprachst. S. 74); diese Indifferenzformen der Präpositionen haben keine Flexion, d. h. keine Suffixe angenommen, sie sind Wurzeln geblieben ihrer Form nach. Und wiederum entsprechen der gekürzten Wurzelform genau die apokopierten Formen der Präpositionen: πάρ (vgl. die Enclitica πέρ und lat. *per*), ἄν, κάτ bei Homer, in Prosa ἐν, σύν, auch ἀν', παρ' etc. vor Vocalen. Die Kürzung hatte die gleiche Veranlassung, das Zusammenrücken mit dem Nomen und Verbum, das der Worteinheit nahe kam.

So steckte bereits in πιθ (ἐπιθον), πειθ (πείθω) und ποιθ (πέποιθα) eine verschollene Art von Epenthese, an der auch die Sprachen teilgenommen haben, die in ihrem Sonderleben an der späteren Fortsetzung dieses Processes sich nicht beteiligen (lat. *fīdo* = alt *feido*). Sie trifft zusammen mit der Epenthese in φέρεις und in ihren Folgen auch mit der Epenthese des Präsens-Suffixes *ja* in πείρω, κτείνω etc., zu der sie das Vorbild abgegeben hat — ohne dass man deshalb κτείνω auf eine Linie mit πείθω stellen darf, was man

schon deshalb nicht darf, weil *πειθ* Verbalstamm ist, während sich *κτείνω* auf das Präsens beschränkt. Wir hatten uns die Frage vorzulegen, ob in dem Diphthong des *πέποιθα* das *ja* stecke, welches wir als Präsenserweiterung kennen. Dieselbe Frage kehrt wieder bei den Perfecten mit *η*: *τέτηχα*, *σέσηπα*, *εἴληφα*, *εἴληχα* (s. u.). Wir haben sie verneint; aber wir verkennen nicht die Beziehung, die zwischen den beiden Bildungen stattfindet und die bei beiden auf die Epenthese des Spiranten zurückführt, der hier den Diphthongen, dort den langen Vocal gründet. Von da richten wir den Blick auf den langen Vocal, den die Verba vocalia in der Flexion annehmen: *ποιήσω*, *ἐποίησα*, *πεποίηχα*, dem gelegentlich der Diphthong zur Seite steht: *τέθεικα*, *εἶκα*; wir gelangen zu der Vermutung, dass auch hier der Spirant im Spiele ist, d. h. dass dem *σ* im Futurum und schwachen Aorist, wie dem *κ* im Perfectum ursprünglich der Schmarotzer anhaftete, der sich bei der Composition in der bekannten Weise umgesetzt hat. Und dies zieht dann eine erneute Prüfung der Zusätze nach sich, durch welche die Tempora von einander abgehoben werden. Es wird sich fragen, ob man in dem *σ* des Futurs und Aorists, das schon seit Bopp so fest steht als W. *as*, unbeschadet der Auctorität des grossen Meisters, der uns bauen gelehrt und in dessen Sinne wir weiter bauen, nicht vielmehr den Rest der ursprünglichen Raumpartikel *sja* zu erkennen hat, aus welcher die W. *as* selbst hervorgegangen ist: *a-sja-mi* zunächst sozusagen ein *da-ich*, weder „hauchen, atmen“, noch „stehen, verweilen“, was alles zu abstract wäre für den die Sprache bildenden Urmenschen.

Es wird sich ferner fragen, ob das *-χα* des schwachen Perfects, das schon soviel Staub aufgewirbelt hat, nicht auf das ursprüngliche *kja* zurückgeht, neben welchem alsdann das *ha* (aus *hja*) in *τέταχα* etc. bequem Platz fände. Bopp (II 444) sieht in dem *-χα* von *ἔδωχα* „Gutturalisierung eines ursprünglichen *s*“ (der W. *as*), in *ἔδωχα* also eine „Entartung von *ἔδωσα*“, sowie er auch das *-χα* von *δέδωχα* aus *s* erklären will; in *τέτυπα*, *πέπλεκα* werde das *κ*, „um die Härte dieser Verbindung zu vermeiden, gleichsam im Geiste des germanischen Lautverschiebungsgesetzes zu *h*“ — es fehlt nur der Nachweis, wie dies alles geschehen konnte; mit dem germanischen Lautverschiebungsgesetz (s. u. III), wo es sich um die Verschiebung ganzer Reihen von Wörtern handelt,

die in ihrem Consonantismus fest geworden waren vor der Trennung, hat dieser Vorgang nichts zu thun; er gehört vielmehr zu den Fällen, wo die Einzelsprache nach der Trennung sich mit den unbequemen Lauten abfindet in ihrer Weise. Und zwar ist es gerade der — bei der entstehenden Doppelconsonanz nicht umsetzbare (s. u.) — Schmarotzer, welcher, wie ich (S. 42) bei der Erklärung von $\delta\acute{\iota}\chi\alpha$ sagte, die Rolle des Hauchlautes übernimmt und kj zu kh erweicht, von dem zuletzt nichts bleibt als der Hauch, der die Aspiration des Stammconsonanten herbeiführt: $\pi\acute{\epsilon}\pi\lambda\epsilon\kappa\text{-}kh\alpha = \pi\acute{\epsilon}\pi\lambda\epsilon\chi\alpha$, $\tau\acute{\epsilon}\tau\nu\pi\text{-}h\alpha = \tau\acute{\epsilon}\tau\nu\varphi\alpha$, während der t -Laut ($\pi\acute{\epsilon}\pi\epsilon\iota\kappa\alpha$) aufgegeben wird (wie überhaupt am Silben- und Wortschluss s. o. $\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota$; vgl. auch $\tau\acute{\iota}\kappa\tau\omega$ für $\tau\acute{\iota}\tau\kappa\omega$). Was Curtius (Vb. II 226) einsetzt, ein „stammbildendes Element κ “ nur im Perfectum und einigen Aoristen, das über seinen Ursprung nichts aussagen könnte und die aspirierte Perfectform ohne Erklärung liesse, hätte keine hinreichende Stütze in den wenigen Analogieen wie $\delta\acute{\alpha}\lambda\epsilon\kappa\omega$, die vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach selbst ihre Stütze in jenem kja finden müssen. Ist das κ in $\delta\acute{\epsilon}\delta\omega\kappa\alpha$ dasselbe wie in $\acute{\epsilon}\delta\omega\kappa\alpha$, dann ist es uralt, und der Umstand, dass das schwache Perfect in der nachhomerischen Zeit an Ausdehnung zunimmt, stempelt es nicht sofort zu einer jugendlichen Errungenschaft (genau wie bei dem attischen $\tau\tau$ s. o.). Es wäre ein Irrtum (demjenigen, der in betreff des Sanskrit S. 43 notiert ist, vergleichbar), wenn man in der homerischen Sprache unter allen Umständen die ältesten Formen finden wollte, aus denen die späteren weitergebildet seien. Homer zieht das starke Perfect vor, was jedenfalls, wie die starken Formen überhaupt, ursprünglicher war; er hat nur eine beschränkte Anzahl schwacher Perfecta mit $-\kappa\alpha$ bei vocalischen Stämmen und kennt das aspirierte Perfect nicht. Aber er hat in der 3. Pl. Pf. Med. $\acute{\epsilon}\rho\chi\alpha\tau\alpha\iota$, $\tau\epsilon\tau\rho\acute{\alpha}\varphi\alpha\tau\omicron$ (zu $\tau\rho\acute{\epsilon}\pi\omega$) etc. Sollen wir nun (mit Curtius Vb. II 219) in diesen wenigen medialen Formen „die Vorläufer jener attischen activen Perfecta“ erkennen und ihnen die ganze weitverbreitete Erscheinung anhängen? Ich glaube eher umgekehrt, dass die medialen Formen von den activen angezogen worden sind, (wie ja auch der lange Vocal in $\pi\epsilon\pi\omicron\acute{\iota}\eta\mu\alpha\iota$, $\acute{\epsilon}\pi\omicron\iota\acute{\eta}\theta\eta\nu$ offenbar auf Übertragung aus dem Activ beruht). Dass die activen Vorbilder im Homer fehlen, beweist nicht, dass sie überhaupt noch nicht vorhanden waren in der Sprache; es ist auffällig, aber nicht

auffälliger, als dass Homer, der doch sonst der jonischen Psilosis gerade keine Schande macht, den Anfang gemacht haben soll mit der Aspiration, und dies gerade bei jenen Medialformen, nicht im Activum. Und dann glaube ich ferner, dass die gesamte Aspiration im Perfectum ihren Ausgangspunkt genommen hat von eben jenem neben dem $-za$ stehenden $-ha$ und von da aus durch Übertragung (wie der Ablaut o im Perfectum s. u.) allmählich zum Characteristicum des Perfects geworden ist. Nur so gewinnen wir für die Aspiration eine etymologische Grundlage. Die beständig wiederholten Urlaute d. h. ursprünglichen Raumpartikeln $kja = hja = ja$ und $ha, tja = sja$, das sind die einfachen Mittel, aus denen der Mensch sich die kunstreichste aller menschlichen Erzungenschaften, seine Sprache schuf. Nur so erklären sich die Vermischungen: $-za$ in den wenigen Aoristen, wie umgekehrt Spuren eines $-sa$ im Perfect ($\acute{\iota}σασι$ etc. Curtius Vb. II. 253), ja für sa bei den Verba liquida ($\acute{\epsilon}κτεινα$ d. i. $\acute{\epsilon}κτεν-ja$); selbst ein äol. $κατασκευάτη = σκευάσαι$ (wo in dem Contact mit dem t -Laute das alte tja wieder erwächst, vgl. $πράττω$) und thessal. $Νικάσας$ (Curtius 303, $σσ = sj$) finden ohne Zwang Raum. Vor allem erklärt sich nur so die Dehnung des Vocals in $\acute{\epsilon}ποίησα, πεποίηκα$ etc. und wiederum ihr Ausbleiben in $\acute{\epsilon}ταξα, τέταχα$ etc. Über den schliessenden Consonanten der Wurzel, wo diese nicht schon aus dem Präsens den langen Vocal mitbrachte ($\acute{\epsilon}πεια$), konnte der Spirant nicht hinweg gleiten — wie ja überhaupt eine solche Doppelconsonanz, ganz unsern Anschauungen gemäss, eine Steigerung unmöglich macht (Schleicher Comp. S. 12).

Jedoch das sind tief einschneidende Fragen, die hier nicht übers Knie gebrochen werden sollen. Ich erwähne hier nur noch, dass nicht jedes ursprüngliche a auf dem angegebenen Wege sich in i oder u umgesetzt hat; es blieb ein Rest, und es wäre zu untersuchen, ob dies nicht diejenigen Fälle sind, bei denen Einwirkung eines Spiranten nicht nachweisbar ist. Für das Verbum stellen diesen Rest die starken Aoriste mit a dar. Es sind im wesentlichen die Verba liquida ($\acute{\epsilon}βαλον, \acute{\epsilon}ταμον$ neben $\acute{\epsilon}τεμον, \acute{\epsilon}κτανον$ etc.) und solche, die den Nasal als Präsenserweiterung haben ($\acute{\epsilon}λαβον, \acute{\epsilon}λαθον$ etc.). Also kein $*βείλω, *βέβοιλα$, kein $*λείθω, *λέλοιθα$, wie (oder weil) kein Aoriststamm $βιλ, λιθ$, sondern $βαλ, λαθ$. Hier konnte die Steigerung, wo sie eintrat, dem a des Verbalstammes

entsprechend, nichts anderes bringen als $\bar{a}$ bzw. η : $\lambda\acute{\eta}\theta\omega$ neben $\lambda\alpha\nu\theta\acute{\alpha}\nu\omega$, $\tau\acute{\eta}\kappa\omega$ (Aor. $\epsilon\tau\acute{\alpha}\kappa\eta\nu$) etc., dor. $\lambda\bar{a}\theta\omega$, $\tau\bar{a}\kappa\omega$; und demnach auch Perf. $\lambda\acute{\epsilon}\lambda\eta\theta\alpha$, $\tau\acute{\epsilon}\tau\eta\kappa\alpha$, dor. $\lambda\epsilon\lambda\bar{a}\theta\alpha$. So auch $\epsilon\acute{\iota}\lambda\eta\phi\alpha$, $\epsilon\acute{\iota}\lambda\eta\chi\alpha$ etc., obwohl ein $*\lambda\acute{\eta}\beta\omega$ oder $*\lambda\acute{\eta}\phi\omega$, $*\lambda\acute{\eta}\chi\omega$ nicht vorhanden ist (aber Fut. $\lambda\acute{\iota}\psi\omicron\mu\alpha\iota$, $\lambda\acute{\eta}\xi\omicron\mu\alpha\iota$). Das $\bar{a}$, η der Steigerung geht auf ein ursprüngliches $la-th^ja$, $ta-k^ja$ zurück, deren Schmarotzer jedoch bei der Gründung des Aoriststammes $\lambda\alpha\theta$, $\tau\alpha\kappa$ gewichen ist, ohne dem α Eintrag zu thun. Der Reflex des erhaltenen α im Aorist ist das η bzw. $\bar{a}$ des Präsens und Perfects, und diese Steigerung, die doch so gut wie $\pi\epsilon\acute{\iota}\theta\omega$ etc. eine etymologische Erklärung verlangt, da sie nicht auf blosser Analogiebildung beruhen kann, giebt Zeugnis für das ursprüngliche Vorhandensein des Schmarotzers in der W. $\tau\alpha\kappa$. Ist dieser hier sozusagen nur zu halber Wirksamkeit gelangt, so konnte er in anderen Fällen ohne jede Wirkung auf die Vocalverhältnisse schwinden (vgl. S. 21, kas neben kis und $quis$, $\delta\alpha$ aus dja etc.); dann trat das reine α auch im Präsens hervor wie in $\acute{\alpha}\gamma\omega$ — wo aber gleichwohl das doch wohl nicht davon zu trennende $\acute{\eta}\gamma\acute{\epsilon}\omicron\mu\alpha\iota$ (Curtius G. E. S. 169) den Verdacht erweckt, dass auch hier einmal der Schmarotzer im Spiele war, sodass man $\acute{\alpha}\gamma\omega$ am Ende gar als eine Verkürzung aus $*\acute{\eta}\gamma\omega$ oder $*\bar{a}\gamma\omega$ betrachten könnte. Die verschiedene Behandlung der Schmarotzer mag sich von vornherein als das einfachste Mittel der Differenzierung dargestellt haben bei dem Aufbau der Wurzeln aus den Urlauten, da die ersten Versuche der Wurzelbildung ohne Zweifel vielfach in der tschinesischen Weise von völlig gleichen Lautgebilden ausgehen mussten: neben der W. $\tau\alpha\kappa$ steht $\tau\epsilon\kappa$ (mit dem Ablaut $\tau\omicron\kappa$) und $\tau\nu\kappa$ ($\tau\nu\chi$) mit den Bedeutungen „erzeugen, bereiten, treffen“ (Curtius G. E. 219); sie alle gehen von der ersten Zusammensetzung $ta-k^ja$, $ta-k^va$ aus. Auffallend ist, dass gerade die Verba liquida sich jeder Art der Steigerung versagen: zu $ba-la$ ($\beta\alpha\lambda$) weder ein Verbalstamm $\beta\epsilon\iota\lambda$ noch $\beta\eta\lambda$, während doch die Geschichte der Sprachentwicklung zu allen Zeiten gerade für die Liquida einen schmarotzerartigen Ansatz oder Ausklingen bezeugt (s. o. S. 70 und unten III). Vielleicht ist das eben der Grund, dass bei ihrer halbvocalischen Natur die Trennung des verdickten Lautes in eine klare Explosiva und die Abstossung des Schmarotzer-Elementes erschwert war für alle Zeiten. Erst der Zusatz des Suffixes ja brachte bei einem Teile derselben im Prä-

sensstamme eine der primitiven Wurzelbildung nahe kommende Lautgestaltung hervor (*κτείνω, φθείρω* dial. *φθήρω*).

Wo im Präsens *ε* erscheint (*λέγω, μένω, τρέπω* etc.), da wird man zunächst an eine Assimilation von der Endung her denken können: in *φέρε-σι, φέρε-τι* hat das Personalsuffix nicht nur den sog. Bindevocal zu *ε* gestaltet, sondern auch noch assimilierend hinübergegriffen in den Stamm (*φερ-* = *bhar-*, s. auch Curtius Vb. I 214). Dieser Einfluss hat vielleicht schon bei der Gestaltung von *πείθω, λείπω* (nicht *παίθω*) mitgewirkt, obgleich hier der zutretende Spirant (wie in *περί, ὑπείρ* neben ssk. *pari*, zd. *pairi*) direct das *ε* in dem Diphthongen herbeiführen konnte; durchgreifend ist er jedenfalls nicht gewesen, wie z. B. *ἄγω, βαίνω* neben *κτείνω, βάλλω* neben *στέλλω* etc. zeigen. Aber bei manchen Verben hat das *ε* des Präsens ohne Zweifel einen etymologischen Hintergrund: es ist der ursprüngliche Schmarotzer, der (wie in *περί*) seine Wirkung, ohne den diphthongischen Laut zu gründen, nur in dem Umlaut (*a* zu *e*) äusserte. So *ἔδω*, wo das *σθ* in *ἑσθίω* ebenso wie die Epenthese in *εἶδαρ* (S. 54) für ein ursprüngliches *tj* zeugt, *δέχομαι* zu der W. *dakja*, *δέξα* (s. u.). Nehmen wir eine Wurzel *lagja* an, so konnte daraus über *a^j, e^j* **λείγω* hervorgehen (wie *πείθω*); es konnte aber auch (wie in *κῆνος* = *κείνος*) der Zwischenlaut zwischen *ei* und *e* werden, wo alsdann die Verflüchtigung der ganzen Wortform oder der Tonverlust (S. 85) die Verkürzung zu *ε* brachte: *λέγω* (neben *πείθω*, wie *περί* neben *ὑ-πείρ*). Ebenso bei der Vertauschung der Schmarotzer aus *la-g^va* der Perfectstamm mit einfachem *o*: *εἶλοχα* (welches uns in der Ferne, wenn wir die ursprüngliche Tenuis wiederherstellen, die Urverwandtschaft von *λέγω, lego* mit *loquor* vgl. *λακεῖν* zeigt); es war also ursprünglich *la^ug, lo^ug*, der Zwischenlaut zwischen *ou* und *ō*, woraus durch Verkürzung entweder *ū* (so bei den *u*-Wurzeln s. gleich) oder *ō* wurde (*εἶλοχα*). Hier ist gerade der Sitz und die ursprüngliche Heimat des Wandels *ε-o*, der charakteristisch wurde für die Unterscheidung der beiden Tempora, der Punkt, von wo aus alsdann das *o* als Perfectablaut übertragen wurde auf die Verba, wo es nicht etymologisch begründet ist, z. B. *ἔκτονα, μέμονα* etc. Die Verkürzung zu *ε* wurde der häufigere Fall, *ει* im Präsens und entsprechend *οι* im Perfect blieb selten. Und da das Präsens hier die Verkürzung, wenn auch nicht zu *λιγ*, so doch zu *λεγ*

vorweg genommen hatte, so war auch ein starker Aorist nicht möglich, da derselbe mit dem Imperfect zusammengefallen wäre — wenn nicht, wie in ἔτραπον, die Rückkehr zu dem alten *a* gesucht wurde (τράπω bei Herodot, dazu denn auch Perf. τέτραφα neben τέτροφα s. Buttman Auss. Spr. I. S. 410). Die wenigen Aoriste mit *ε* (ἔτεκον, ἐγενόμην, ἔτεμον neben ἔταμον — also das richtige Imperfect zu dem zweifelhaften Präsens τέμω bei Homer (Il. 13, 707), der auch Präs. τάμνω hat etc. — sind nur dadurch möglich geworden, dass das Präsens eine sonstige Erweiterung erfahren hat (τι-τέκω = τίκτω, γίγνομαι, τέμνω etc.).

Die *u*-Wurzeln laufen den *i*-Wurzeln parallel. Wie bei diesen durch den Zutritt des palatalen Spiranten aus dem ursprünglichen *a* ein *i* wurde, so entstand bei jenen durch den Zutritt des gutturalen Spiranten (nicht *o*, sondern gleich) *u*, griech. *v*: ἔφυγον aus *bha-g^va*, *bha^v-ga*, Präs. φεύγω, Pf. πέφευγα. Woher kommt im Präsens *ε**v*, wo man doch *φούγω oder etwa in den Dialekten *φώγω erwartete? warum fehlt der Wechsel (etwa πέφουγα) im Perfectum? Da der Wechsel *ε* und *o* in den beiden Tempora, wie wir annahmen, auf das ursprüngliche Nebeneinanderbestehen der beiden Spiranten in derselben Wurzel gegründet ist, so musste er folgerichtig bei den *u*-Wurzeln, bei denen eben nur der eine Spirant wirksam wird, ausfallen — wenn er nicht auf anderem Wege eingeführt wurde, d. h. φεύγω und πέφευγα mussten in der Gestalt des Diphthonges, mochte dieser nun *ε**v* oder *ov* sein, zusammenfallen. Nun hat aber das Gotische den Wechsel *biuga* (dem ein germanisches *beuga* vorausliegen muss s. u. Brechung) Prät. *baug*, und auch im Griechischen finden sich Spuren des *ov* als Ablaut von *ε**v*: σπουδή neben σπεύδω (aber φυγή, τύχη etc.), hom. Pf. εἰλήλουθα zu ἦλυθον (dazu das verschollene Präs. ἐλεύθω und ἐλεύθερος (frei)-„gängig“ Curtius G. E. S. 488). Hieraus ergibt sich zunächst, dass das Präsens φεύγω, welches dem got. *biuga* entspricht, auf das Perf. πέφευγα (für vorauszusetzendes πέφουγα) in der Gestaltung des Diphthongs in ähnlicher Weise eingewirkt hat, wie πείθω auf πέποιθα (S. 85). Das *ε**v* des Präsens lässt sich aber wohl nicht anders erklären, als durch die Einwirkung der Endung in der 2. und 3. Ps. Sing. (wie oben S. 93 φέρω und vielleicht auch das *ει* in πείθω; wenigstens dürfte sich nur so der Wechsel in dem germani-

schen *steiga* Prät. *staig* erklären lassen, und dann *beuga* : *baug* = *steiga* : *staig*; (vgl. auch S. 63 δέω, S. 10 δεύτερος). Das so entstandene *ev* hat dann möglicherweise den Process beschleunigt, der aus dem alten *u* durch Verschiebung der Articulation ein *ii* machte, welche Richtung das griechische *v* ja überhaupt frühzeitig eingeschlagen hat (Schleicher Comp. S. 66 und oben S. 67 ξένος). Ein *eu*, wenigstens wie wir es sprechen, konnte sich nur auf diesem Wege gestalten. Daneben mochte sich vorerst manches alte *v* = *u* erhalten, wie in τύπτω, τύπος (S. 56), wo das daneben stehende δοῦπος (nach böotischer Weise s. Ahrens I 180) deutlich das *u* zeigt; darum denn auch wohl aus dem Stamme τυπ kein *τεύπω, wie φεύγω (vgl. Aor. μύκε, Pf. μέμυκα zu μυκάομαι „muhen“, lat. *mugire*). Das Lateinische hat auf das *eu* (abgesehen von *neu*, *seu*, *ceu*, die ein abgekürztes *neve* etc. darstellen und wohl *ne-u* gesprochen wurden, wie *ne-uter*), überhaupt verzichtet, weil es an der Aussprache des *u* festhielt, es hatte *ii* nicht in seinem Lautvorrat und musste bekanntlich das griechische *y* spät entlehnen; also *tuus*, *suus* (alt *sovos*) neben griech. τετός, έτος d. i. τεῦος, wo der Hilfsvocal ε wie der schliessliche Schwund des *ɣ* nur möglich war, wenn *ɣ* = *ii* war und damit dem *j* nahe kam. Aus demselben Grunde hat es *douco* d. i. später *dūco* (neben *dūc-is*), nicht etwa **deuco* gebildet, während *fug-io* (wie ssk. *bhug'ami* Curtius 188) ohne Steigerung geblieben ist.

Für die innere vocalische Verstärkung [d. i. Dehnung und Steigerung] möchte sich, meint Curtius (Vb. I S. 219), kaum ein anderer Erklärungsgrund auffinden lassen, als „der Trieb nach Hervorhebung“. Das ist der Standpunkt, auf dem bereits Buttmann (Auss. Gr. I. S. 367) bei der Erklärung seiner „doppelten Themen“ (λείπω—λιπ, τήκω—τακ, βάλλω—βαλ, τύπτω—τυπ, τάσσω—ταγ) angelangt war; er spricht davon, dass der Wortstamm im Präsens gedehnter und voller erscheint“, dass das Präsens „vielfältig im Gegensatz anderer Temporum eine Verstärkung erhielt“. „Indem sich, sagt Curtius (Vb. I S. 16), ein Unterschied bildet zwischen einem Stamm *bhuga* und *bhauga*, *lipa* und *laipa*, entsteht wieder eine doppelte Reihe von Formen, und erzeugt sich auf diese Weise im Anschluss an eine ältere Doppelheit ein neues Mittel, die dauernde Handlung (φεύγειν, λείπειν) von der momentanen (φυγεῖν, λιπεῖν) zu unterscheiden.“ Aber wie entsteht dieses neue Mittel? und warum wählte die Sprache

gerade dieses Mittel, wo sie doch sonst die Suffixe verwendet? Warum das Doppelte, Dehnung und Steigerung, warum nicht *bhûga*, *lîpa* wie *τήκω* neben *ἄγω*? Woher der Wechsel *ε* und *ο* (*λείπω*, *λέλοιπα*), der sich in der Nominalbildung wiederholt (*λοιπός* — *λείπω*, *ἄρωγός* — *ἄρήγω*)? „In dem einen Falle wählte die Sprache die leichtere, in dem andern die schwerere Nominalform zur Bezeichnung der dauernden Handlung“ — ist damit der Unterschied z. B. zwischen *ἄγω*, *λέγω* und *τήκω* erklärt? oder zwischen diesen beiden und *πέιθω*, d. h. Wesen und Unterschied der „monophthongischen“ und „diphthongischen“ Steigerung? Wenn „wohl für alle Sprachen unseres Stammes die Neigung festgestellt werden kann, Wurzeln mit kurzem *i* oder *u* (*v*) durch Steigerung dieser Vocale zu erweitern“ (Curtius Vb. I 220), so dürfte die Erklärung gegeben sein, warum es gerade die Wurzeln mit *i* und *u* sind, welche diese „diphthongische“ Steigerung beliebten, warum dagegen die mit *α* ausgeschlossen sind. Ich denke, dass wir es wagen können und müssen, an die Stelle unbestimmter Redewendungen die klare Darlegung des Herganges zu setzen.

J. Schmidt (Voc. I S. 127) führt *πέιθω*, *feido* auf gräcoitalisches *bhend*, *bhind* zurück, aus welchem bei dem Schwund des Nasals der Diphthong *ei* hervorgegangen sei. Die Dehnung des Vocals bei ausfallendem Nasal ist an sich eine so einfache, in den Sprachen vielfältig bezeugte Erscheinung, davon überzeugt uns Schmidt in dem langen Cap. II seiner lehrreichen, alle verwandten Sprachen durchmusternden Untersuchungen. Es kann sogar zugegeben werden, dass der Vocal bei dem Ausfall des Nasals hier und da eine besondere Klangfarbe annimmt und in die Diphthongen *ei* und *au* hinüberspielt (alemannisch *Weiter* = *Winter*, *Keid* = *Kind* Schmidt I 48). Aber bei der auch sonst in die Augen springenden Festigkeit und Consequenz des griechischen Vocalismus (s. u. *φέρω*) können wir eine solche Verschleifung der Laute doch nicht für glaublich halten und nicht annehmen, dass solche Verschiebungen zum Diphthongen anders als durch den Zutritt eines der Spiranten möglich wurden. Das war bereits unsere Meinung in betreff der sog. Ersatzdehnung (S. 68). Und gerade von dieser Seite erhebt sich ein Widerspruch gegen die Schmidt'sche Theorie: Abgesehen von dem Wechsel *ε-ο* bliebe das *οι* in *λέλοιπα*, *πέποιθα*, wenn man den Diphthong aus dem ausgefallenen Nasal herleiten wollte, ungedeckt, da

man nach den sonstigen Erfahrungen (τούς, δίδους, φέρονσα etc., daneben dor. τώς, φέρωσα) *πέπουθα, dor. *πέπωθα erwarten musste. Wer für den Diphthong in πείθω die Erklärung in dem geschwundenen Nasal sucht, für den lag es nahe, auch φεύγω, τεύχω etc. aus φυγγάνω, τυγχάνω hervorgehen zu lassen. Hier nimmt freilich Schmidt (I 32) mit Recht und in Übereinstimmung mit Curtius (Vb. I 254) u. a. Übertritt des Nasals aus dem Suffix *na* in die Wurzel an (vgl. Benfey's Ansicht über *vinçati* S. 35) und räumt zudem ein (I 133), dass φυγγάνω eine jüngere Bildung als φείγω ist. Aber wer sich bei φεύγω nicht auf φυγγάνω beruft, braucht sich auch nicht zu bemühen, πείθω aus einem *bhend* herzuleiten. Wir dürfen auch fragen: warum blieb ein Wort wie σπένδω stehen? Und soll dies zu den vergessenen Resten gehören (mit Berufung auf Benfey's Ausspruch bei Schmidt I 145), warum im Lateinischen, das doch *feido*, *deico* (dico) etc. hat, die lange Reihe *tendo*, *defendo*, *prehendo*, *pendeo* etc.? Σπένδω konnte den St. σπειδ gründen (über *spa-dja* ohne den Nasal, der die umgesetzte Präsenserweiterung darstellt, wie in lat. *scindo* neben σκίδνημι). Aber darum wäre σπένδω nicht dasselbe wie *σπείδω d. h. das eine brauchte nicht aus dem andern hervorgegangen zu sein, wie auch nicht ein *ἔσπενσα dem „mehr erweichten ἔσπεισα vorgegangen“ zu sein braucht (Curtius Vb. II 299, vgl. G. E. 247 W. σφαδ, σφεδανός, σφοδρός, daneben σφενδόνη mit doppeltem Nasal wie τυγχάνω, λανθάνω; σπένδω ist ohne Zweifel lat. *pando*, *pa* = *spa*, also eigentlich „sprengen“). Stand einmal ἔσπενσα, so konnte es im Homer stehen bleiben, so gut wie κένσαι, ἐκέλσαμεν etc. Man darf die Verbindung von πείθω mit W. *bhand* „binden“ zugeben (Curtius G. E. 262), ohne damit πείθω lautlich aus *bhand* entstehen zu lassen. Die Steigerung steht völlig gleichberechtigt neben der Nasalierung und hat mit dieser nichts zu thun (vgl. Curtius G. E. 55). Ich kann also nicht in das zuversichtliche Urteil Schmidt's (I, 144) einstimmen: „Alle behandelten Erscheinungen sind Wirkungen derselben Ursache [Ausfall des Nasals mit Dehnung], welche uns zuletzt auch das Wesen der indogermanischen Steigerung erklärt hat.“

Der Wechsel ε und ο im griechischen Präsens und Perfectum, den wir aus der Wirkung der sich ablösenden Spiranten erklärt haben, hat uns bereits an den Ablaut in

unserer Sprache erinnert und führt uns weiterhin zu der in jüngster Zeit vielfach besprochenen *Vocalspaltung* d. h. der Spaltung des alten α im Sanskrit und Zend zu e und o in den europäischen Sprachen. Wir können uns unmöglich zufrieden geben mit der jetzt gangbaren Weise, die für den Wechsel der Vocale die Erklärung einzig in den Tonverhältnissen sucht und die Auflösung der Rätsel von der Lautphysiologie erwartet. „Die Höhe oder Tiefe des Tones, welche einer bestimmten Silbe in der Rede beiwohnt, attrahiert den Vocal mit entsprechendem höherem oder tieferem Eigenton,“ sagt Scherer (S. 60). Aber woher kommt der Unterschied in der Höhe und Tiefe des Tones? „Offenbar aus dem Accent,“ antwortet Scherer; der Accent erhöht den Ton der Silbe, die er trifft — im Deutschen ist es die Wurzelsilbe — und „die nicht oder wenig betonten Silben sinken um desto tiefer.“ So unbestreitbar diese Wirkung des Accentus ist, so würde sie den Wechsel α - e - o doch nur dann erklären, wenn in allen betonten Silben nur helle, in allen unbetonten nur dunkle Vocale ständen. Die Erhöhung des Tones kann sich nur gründen auf das Vorrücken der Articulation in den vorderen Gaumen — der allgemeine Zug der Sprache, der zur Erleichterung und Verbesserung führt. Aber diese Verschiebung der Articulation musste e in breitem Masse an die Stelle von altem α bringen und der „schwerere“ o -Laut durfte nicht noch nachträglich dazu kommen, wie Curtius (G. E. 53) meint: „Die Verdünnung des α zu e , später i , war das ältere, die Verdümpfung zu o , später u , das jüngere.“ Das ist das Resultat, zu dem Curtius in der Abhandlung „über die Spaltung des α -Lautes im Griechischen und Lateinischen“ (Verhandlungen der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1864 S. 9 ff.) gelangt (dem sich auch Scherer S. 66 anschliesst): „Die Verdümpfung des α , welche dieses zu o und u werden liess, darf uns unbedingt als ein viel späterer Vorgang gelten“ — warum? Ist es bloss, weil o und u seltener sind, so wissen wir den Grund. In dem o , welches in $\phi\acute{\epsilon}\rho\omega$, $\phi\acute{\epsilon}\rho\omicron\mu\epsilon\nu$ (auch $\phi\omicron\rho\acute{o}\varsigma$) das ϵ in $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\iota\varsigma$, $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\epsilon$ ablöst, können wir unmöglich bloss eine „Verdümpfung“ erkennen, die noch dazu jünger sein soll, $\phi\acute{\epsilon}\rho\omega$, $\phi\acute{\epsilon}\rho\omicron\mu\epsilon\nu$ sind offenbar so alt wie $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\iota\varsigma$, $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\epsilon$. Verdünnung und Verdümpfung besagen nichts über die Ursache, und der Accent (dem Scherer S. 230 und 246 auch die Vocalsteige-

rung zuschreibt) kann diese Ursache nicht sein; wir müssen den lautlichen Einflüssen nachspüren, welche diese Bewegung der Vocale ursprünglich in Gang gebracht haben.

Uns geht hier zunächst das Griechische an, welches die Spaltung von ursprünglichem α (d. h. eines Teiles der ursprünglichen α) zu e und o mit den übrigen Sprachen Europas gemein hat. G. Meyer (Kuhn Ztsch. 24, 226) glaubt den Schlüssel zur Erklärung ebenfalls in den Betonungsverhältnissen zu finden: „Hochtoniges α geht in ϵ , tieftoniges in o über.“ Aber dabei läuft zunächst, wie mir scheint, manche Willkürlichkeit unter. So soll $\delta\acute{o}\mu\omicron\varsigma$ Haus, welches sich der Regel nicht fügt, ein ursprüngliches $\delta\omicron\mu\acute{o}\varsigma$ voraussetzen, und das Zusammentreffen mit ssk. $d\acute{a}ma$ soll als zufällig gelten. Neben $\phi\acute{o}\rho\omicron\varsigma$ Abgabe soll das Adjectiv $\phi\omicron\rho\acute{o}\varsigma$ tragend das ursprüngliche darstellen. Wie denn mit $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$, $\pi\acute{o}\nu\omicron\varsigma$, $\phi\acute{o}\nu\omicron\varsigma$ etc.? Ich glaube, die Sache liegt hier tiefer und hängt zusammen mit der Spaltung der α -Declination in die griechisch-lateinische 1. und 2. Declination; das o wird von dem Genitivsuffix $\omicron$ (s. o. S. 60) ausgegangen sein, an $\acute{\epsilon}\mu\omicron\iota\tilde{\nu}$, welches sein ov daher hat, schliesst sich der Nominativ $\acute{\epsilon}\mu\acute{o}\varsigma$, während das Femininum $\acute{\epsilon}\mu\eta$ unserer Regel gemäss sich wieder an die Grundform mit α anlehnt. Der einzige Anknüpfungspunkt, der an die frühere Gemeinsamkeit erinnert, blieb der Vocativ auf e . Das als Variante für $\tau\acute{\epsilon}\tau\rho\omicron\phi\alpha$ überlieferte $\tau\acute{\epsilon}\tau\rho\alpha\phi\alpha$ (s. o.) von $\tau\rho\acute{\epsilon}\pi\omega$ soll „ein Rest der alten Flexion $\tau\epsilon\tau\rho\acute{\alpha}\phi\alpha$, $\tau\epsilon\tau\rho\omicron\phi\alpha\mu\acute{\epsilon}\varsigma$ “ sein. Für $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\epsilon$ nimmt Meyer das Suffix (nach $\acute{\epsilon}\sigma\tau\acute{\epsilon}$) als ursprünglich hochtonig an und lässt für das Suffix in $\phi\acute{\epsilon}\rho\omicron\mu\epsilon\varsigma$ (- $\mu\epsilon\nu$) sogar einen „Nebenhochton“ zu. Was es mit den betonten Endungen (namentlich auch $\acute{\epsilon}\sigma\tau\acute{\epsilon}$) für eine Bewandtnis hat, davon ist S. 86 die Rede gewesen; $\phi\acute{\epsilon}\rho\epsilon\tau\epsilon$ kann, so lange es griechische Form ist, niemals eine andere Betonung gehabt haben. Ebenso $\phi\acute{\epsilon}\rho\omicron\mu\epsilon\varsigma$, wo ssk. - $m\acute{a}s$ den „Nebenhochton“ auf dem Gewissen hat; ich lasse Bopp (II 480) antworten: „Ich halte die Betonung der sanskritischen Formen wie $babandhim\acute{a}$ für $bab\acute{a}ndhima$ für verhältnismässig jung, wie ich überhaupt den Einfluss, welchen im erhaltenen Zustand des Sanskrit das Gewicht der Personal-Endungen auf die Herabziehung des Accents hat, für ein verhältnismässig spätes, dem Sanskrit eigentümliches Ereignis ansehe, und daher z. B. die Paroxytonierung des griechischen $\acute{\iota}\mu\epsilon\nu$ für älter halte, als die Oxytonierung des ssk. $im\acute{a}s$.“

Wenn *φέρομεν* sein *o* dem Tiefton verdankte, warum wurde dann nicht auch gleich *φέρουσι*, *φέρουσι* oder *φέρουσις*, *φέρουσι* statt *φέρεις*, *φέρει*?

Neben dem dialektischen *φίκατι* liesse sich *εἴκοσι*, *τριάκοντα* etc. nach dem Meyer'schen Gesetz mit dem Tiefton wohl erklären. Aber wie denn nun *ἐκατόν* — *διακόσιοι*? Für letzteres beruft sich Meyer auf eine ursprüngliche Betonung *διακοτίοι* (vgl. dor. *διακατίοι*). Nach Brugman (Kuhn Ztsch. 24 S. 66 vgl. Osthoff daselbst S. 424) soll *εἴκοσι* sein *o* von dem siebenmaligen *-κοντα* der übrigen Zehner haben; demnach auch *-κοσιοι* sein *o* von *-κοντα*. Aber woher das *o* in *-κοντα* neben lat. *-ginta*? Und dann ist auch noch die Frage einer Antwort wert, warum *-κατι* und *-κατιοι* neben *κοντα-* und *-κοσιοι* stehen blieben. „Aus welchen Gründen gewisse *α*-Laute bewahrt, andere verdünnt wurden, dies zu ermitteln dürfte man von uns allerdings nicht verlangen,“ sagt Curtius (Spaltung des *α*-Lautes); ich denke, so rasch dürfen wir nicht die Segel streichen, wie schwierig der Nachweis an manchen Stellen auch sein mag. Die Benennung der Zehner wie die des Hundert geht bekanntlich von der Zehnzahl aus: *φίκατι* ist **φι-δέκατι*, *τριάκοντα* **τρια-δέκοντα*, *ἐκατόν* „einhundert“ ist starke Verkürzung von **δεκα-δεκατόν* (vgl. got. *taihuntêhund* Bopp II 87). Wir sahen aber bereits, dass *ḍakja* die Grundform ist (ssk. *daçan* S. 42), wo im griech. *δέκα* und lat. *decem* zwar der *k*-Laut nicht angegriffen ist, aber im ersteren das *ε*, im letzteren die beiden *e* die Färbung von dem Schmarotzer erhalten haben (vgl. die Epenthese in dem altirischen *deich* = *δέκα*). An diese Formen *δέκα*, *decem* schliessen sich denn an *-κατι*, *-κατιοι* wie *-ginti* (*-ginta*), *-genti* (*-centi*). Setzen wir die Vertretung *kʷ* für *kj* ein, so gelangen wir über ein vorauszusetzendes *ḍakʷa* zu *εἴκοσι*, *τριάκοντα* und *διακόσιοι*, die sich also zu den Formen mit *α* verhalten ähnlich wie *ἐκά-τερος* zu jonisch *κό-τερος* = *πότερος* (s. u.) Arkadisch *δεκόταν* = *δεκάτην*, *ἐκοτόν* = *ἐκατόν* erscheinen somit nicht als blosse Willkür. Eine merkwürdige Vermischung zeigt gotisch *taihun*. Hier beruht der Diphthong offenbar auf der Epenthese des *j*; es war also **taihan* aus der Grundf. *ḍakja* zu erwarten, wie das altsächs. *tehan*, ahd. *zêhan*, *zehn* es zeigt. Das Althochdeutsche hat also hier (wie bei der Brechung s. u.) dem

Gotischen gegenüber die ursprüngliche Vocalfolge bewahrt. Oder es konnte ein got. **tuhun* hervorgehen aus der Grundf. *dakva*, wie es wiederum in dem ahd. *-zog* (*sibunzog* etc.) neben got. *-tigjus*, unserm *-zig* erhalten ist. In der Benennung des *hundert* kommen got. *-hunda* und ahd. *-hunt* überein. (Vielleicht ist auch vergleichbar im Armenischen *-sun*, welches in den höhern Zehnern z. B. *khara-sun* 40, das *-san* in *kh-san* 20 ablöst, wo Bopp. I 454 von Schwächung des *a* zu *u* spricht). Man muss annehmen, dass die Formen mit dem doppelten Schmarotzer neben einander lagen seit Anbeginn; merkwürdig ist bei dem gotischen *taihun* nur, dass sie sich in demselben Worte mischen (womit *λίπ*, *linguo* S. 85 vergleichbar ist).

Ich erwähne noch, dass die Benennung der Zehnzahl der Ausgangspunkt geworden ist für eine Reihe von Begriffen. Angeführt ist bereits (S. 66) *δέχομαι*, jon. *δέχομαι* „empfangen“, welches in der Zehnzahl d. h. der Gesamtzahl der Finger seinen Ursprung hat, wie unser Finger nach der Ableitung Grimm's zu „fangen“, got. *fahan*, welches selbst vielleicht in seinem letzten Grunde auf die Fünfzahl, ssk. *pank'an*, also die Zahl der Finger an einer Hand zurückgeht (wenn man damit W. *παγ*, *πήγνυμι*, lat. *pango* und *paciscor* verbinden darf s. Curtius G. E. 268). Zu *δέχομαι* (Curtius 114) *δάκτυλος*, ein Deminutivum zu einem vorauszusetzenden **δάκτος*, *κτ* wohl aus *tj* = *kj*; lat. *digitus* mit zwischengeschobenem Hilfsvocal für *dec(e)tus* (*g* für *k* s. u. III), welches also wohl der einzige Rest eines *kt* aus *tj* im Lateinischen wäre. Der Wurzelform *dek* (*δέκα*, *decem*, *δέχομαι*), wo das *e* also dasselbe ist wie in *περί*, läuft parallel die Epenthese in *deik* (wie irisch *deich*), deren Residuum wir bereits in dem hom. *δείδεγμα*, *δειδέχεται* fanden. Dies führt uns zu *δείκνυμι*, lat. *dico* (alt *deico*), *zeigen*, was auf den Gebrauch der Finger zurückgeht (verkürzter Stamm *dik* in *δίκη*, *indico* etc. Curtius 134, vgl. jonisch *δέξω*, *ἔδεξα*). Und dann auch wieder *dak*, wo (wie in ssk. *daçan*) der Schmarotzer ohne Einwirkung auf den Vocal geschwunden ist: *διδάσκω* (*δι-δακ-tjω*, vgl. lakon. *διδάκκει* S. 53), lat. *disco* und *doceo* — das Lehren also ursprünglich ein Zeigen (*ἑδάην* etc. wohl = *ἑ-δαῖ-ην* aus *ἑ-δακῖ-ην*, wie in *δεί-δεγμα*). Auf den Begriff „zeigen“ geht auch zurück *δοκέω* „scheinen“ (in der Form überein-

stimmend mit lat. *doceo*), δόξα ssk. *daças* Ruhm, lat. *decus*, *decet*, *dignus* (Curtius 134). Dagegen schliessen sich δειδισκομαι und δεικανάομαι „begrüssen“ (Hes. δεικανᾶται, ἀσπάζει Curtius Vb. I 266) begrifflich an δέχομαι an, wie δείδεγμαι; und da δεικνύμενος (Od. 4, 59 etc.) dieselbe Bedeutung hat, so laufen die Wurzelformen δεικ, δεκ so vollständig ineinander, dass man zweifeln konnte, ob δείδεγμαι zu δείκνυμι oder zu δέχομαι gehört (Buttmann Ausf. Gr. II 114). Dazu kommt, der Form nach an δοκέω streifend, δοκέω „belauern“ und Part. δεδοκήμενος (Il. 15, 730) — also von einem δοκέω = δέχομαι, vgl. Il. 4, 107 in gleicher Bedeutung δεδεγμένος ἐν προδοκῇσι, wo doch niemand die Wurzelform *dok* an δείκνυμι direct anknüpfen wird. Das alles war nur möglich infolge der gemeinsamen Herkunft aller dieser Begriffe und Wörter von der Bezeichnung der Zehnzahl.

Das ahd. *ë*, *o* der Brechung (*geben*, ahd. *këpan*, *gebogen* etc.) zeigt dem got. *i* und *u* (*giban*, *bugans*) gegenüber „das Bild eines älteren Sprachzustandes“, wie Müllenhoff zuerst gesehen hat (s. Scherer G. d. Sp. 50, Curtius G. E. 431, Fick Wurz. u. Wzld. 177), sodass es von hier aus wahrscheinlich wird, dass der so constant auftretenden Basis *i* und *u* der Vocalsteigerung überhaupt ein *e* und *o* vorherging, dass also diese *i* und *u* die fehlenden kurzen *e* und *o* in sich begreifen. Ganz ebenso geht das Lateinische oft den Weg bis zu Ende, d. h. es hat *i* und *u*, wo das Griechische mit seinem *ε* und *ο* auf dem halben Wege stehen bleibt. Dies zeigt sich besonders bei den Personalendungen des Verbums. Curtius (Spaltung des *α*-Lautes) setzt als gräco-italische Grundformen *legesī*, *legetī*, *legetes*, *legonti* an, denen die lateinischen Formen *legis*, *legit*, *legitis*, *legunt* (für altes *-ont* z. B. *tremonti* = *tremunt*, *sont* = *sunt* Corssen I 260) entsprechen. Wir stellten (S. 79) *legis*, *legit* mit griech. ἔ-λεγεσ, ἔ-λεγε zusammen, beides Reste der im Lateinischen verschollenen Epenthese (λέγεις, λέγει), die der Tonverlust verkürzt hatte; in der 2. Ps. Sg. des Imperativs *lege*, λέγε — wohl nichts anderes als der verkürzte Indicativ (Scherer 341 „Präsensstamm“) vgl. *εἶ* S. 78 — treffen beide Sprachen in dem *e* zusammen. In bezug auf die 1. Ps. Plur. zweifelt Curtius, ob dem *o* (dorisch λέγομεσ) oder *i* (lat. *legimus*) oder dem indifferenten *α* eines vorauszusetzenden **legames* die Stelle unter

den gräco-italischen Formen gebühre. Dem *legunt* entsprechend war zunächst ein **legumes* oder **legumis* zu erwarten, wo sich denn die Vocale zu **legumus* assimilieren konnten (vgl. *volumus, quaesumus*), dem endlich *legimus* gefolgt sein wird, welches Bestand gewann. Dass die Annahme eines ursprünglichen *-mûs* (wie jenes *-îs, ît* im Sing. vgl. S. 79) auf schwachen Füßen steht, zeigt Brugman (Morph. Unt. I S. 174). So hatten *i* und *u* anscheinend ihre Stelle gewechselt, wie denn diese beiden Vocale vielfach vertauscht wurden: *optumus-optimus, decumus-decimus* etc.; es war der „medius inter *i* et *u* sonus, pinguius quam *i*, exilius quam *u*“ (Corssen I 143, Schleicher Comp. 81). Mit solchen Vertauschungen kommen wir allerdings von der etymologischen Grundlage ab; es sind die Fälle, in denen im Fortschritt der Sprachentwicklung die Erschlaffung der Articulation, womit das Streben nach möglichster Angleichung an die Nachbarlaute verbunden war, die mannigfaltigsten Verschiebungen in der Vocalisation herbeiführte. Hier mag man von „Verdünnung“ und „Verdumpfung“ reden; aber damit kommt man bei dem festgefügtten Wechsel von *o* und *ε* im griechischen Verbum nicht aus, dessen Vocalismus dem lateinischen gegenüber ohne Bedenken für ursprünglicher und jedenfalls für consequenter gehalten werden darf.

Ascoli (Krit. Stud. S. 115) sieht den Grund des *o* in *φέρω, φέρομεν* einzig in dem Nasal (*φέρω* aus **φέρουμι*). So auch Curtius (Vb. I, 204). Aber der Nasal erscheint so oft hinter *α*, ohne dem Vocal Eintrag zu thun, und duldet ebenso gut die hellen, wie die dunkeln Vocale vor sich. Neben *ὁμός, ὁμοῦ* steht *ᾗμα*, das man (gegenüber ssk. *samâ* Curtius G. E. 323) als die Grundform betrachten muss. Hier reicht die Differenzierung noch weiter zurück: neben dem sogen. *ᾗ-* copulativum (*ᾗ-λοχος* etc.), welches eben den ersten Bestandteil von *ᾗ-μα* darstellt (got. *ga-* s. u. II), steht bereits *ὀ-* (*ὀ-πατρος*), und dieses deutet auf *hva* (*ὀ-*, *ὀ-*) neben *hja* (*ᾗ-*, *ᾗ-*) = ssk. *sa-* (aus *sja*) und *su-* in den lettoslawischen Sprachen (aus *sva*). Wäre es der Nasal, der den dunkeln Vocal herbeiführte, so ist derselbe in *ὀ-* gar nicht vorhanden, in *ᾗμα* wirkungslos, und im Lateinischen (*simul, sim-plex, legimus, -ginta* = *-κοντα* etc.) müsste er gerade die umgekehrte Wirkung haben. Ähnlich verhält es sich mit *χθών humus* (S. 46) neben *χθαμαλός, χαμαί*, wo auch *κτείνω (ἐκτανον)* und dessen Nebenform *καίνω* auf das

ursprüngliche *a* weisen: das lateinische Wort geht auf *hva*, d. i. erweichtes *kva* zurück (neben *tja*, woraus *χθ*), und *χθών* (neben ssk. *ksham*) hat seinen Vocal durch Übertragung. Das zugehörige *homo* (Curtius G. E. 197) zeigt auch im Lateinischen *o*, und was beachtenswerter ist, der altlat. Plur. *hemônes* giebt die Vermittelung mit dem *a* und *e* (*κτείνω*, *ξένος*) der griechischen Wörter. Das gotische *guma* Mann stellt sich ahd. als *gomo* dar, und das Neu-hochd. kehrt mit seinem Bräuti-*gam* zu dem ursprünglichen *a* zurück. J. Schmidt (Voc. I S. 148) beruft sich für das *u* in dem lat. *humus* (wie auch I S. 127 bei dem oben S. 101 angeführten *δεχόταν*) auf den „den Nasalen inwohnenden Stimmtön“, der „in seiner Klangfarbe die grösste Verwandtschaft mit *u*“ habe. Ist diese Verwandtschaft vorhanden, dann musste sie überall die gleiche Wirkung haben. Aber „Stimmtön“ und „Wahlverwandtschaft“ (das Schlagwort Corssen's) gelten nur von Fall zu Fall; sowie man sie verallgemeinert, stellen sich Bedenken ein. Dem *u* vor *m*, das sich in *Alcumena* etc. (Corssen I S. 253) constant erweist, steht in *optumus - optimus* etc. der „medius sonus“ (s. o.) gegenüber, wo das an die Stelle des gutturalen *u* getretene *i* als die erleichterte und verbesserte Aussprache betrachtet werden darf: Cicero bezeichnet *u* ausdrücklich als „rusticanum“ (Corssen I 145). Das wird der Weg sein, auf dem *legimus* an die Stelle von **legumus* kam. Ich habe mich (S. 26) bei der Erklärung des *u* in *dubius* gegenüber griech. *o* in *δοιός* auf die Corssen'sche Wahlverwandtschaft berufen; es konnte aber auch schon der Hinweis auf die oben besprochene Erscheinung genügen, dass das Lateinische oft *u* an der Stelle des griech. *o* hat (vgl. *tremunt*, *simul*, *suus*, *cum*, alt *tremonti*, *semol*, *sovos*, *quom*, *istud* neben *quod* etc.). Da hätte sich denn die Wahlverwandtschaft erst später entwickelt, und zwar nicht bloss bei den Labialen und Nasalen, sondern auch bei anderen Consonanten (vgl. -*us* der 2. Declination = griech. -*ος*), sodass man einen „*u*farbigen“ Klang auch in dem *s* finden könnte, dem Corssen die Wahlverwandtschaft mit *i* zuschreibt. Also: der Nasal steht sowenig mit der Vocalspaltung, wie mit der Steigerung in irgendwelcher ursächlichen Verbindung.

Sehen wir nun in den angeführten Fällen die wahre Ursache der „Verdumpfung“ in dem Spiranten, so wird es

in $\varphi\acute{\epsilon}\rho\omega$ nicht anders sein, d. h. es wird uns der Gedanke an ein verschollenes $\mathcal{F}$ -Suffix nahe gelegt, welches mit dem vocalischen Auslaut des Stammes in derselben Weise verwuchs, wie das Locativsuffix in $\pi\rho\acute{o}\sigma\omega$ (S. 83). Es ist vielleicht eben dieses Locativsuffix in $\pi\omicron\tilde{\iota}$, $\pi\rho\acute{o}\sigma\omega$, und trifft zusammen mit dem $\nu\alpha$, welches dem Pronominalstamm μ im Sanskrit (z. B. $as\hat{a}u$ „dieser“) zu Grunde liegt: $\nu\alpha$ aus $k\nu\alpha$, ein ursprünglich locatives da ; $\varphi\acute{\epsilon}\rho\omega$ wäre dann ein einfaches „tragen- da “, ohne Personalsuffix — wie Brugman (Morph. Unt. I S. 139 ff.) mit Scherer (S. 213) $bhar\hat{a}$, nicht $bhar\hat{a}-mi$ als Grundform für die indogermanische Ursprache ansetzt. Blieb die 1. Ps. ohne Personalbezeichnung, so mussten die zweite und alle folgenden der Unterscheidung wegen den Zusatz des Personalpronomens haben, oder umgekehrt: waren die 2. und 3. Ps. definiert, so konnte die erste ohne Definition bleiben (wie in den semitischen Sprachen die dritte); aber ein $bhar\alpha-si$, $bhar\alpha-ti$ mag dann bald auch die Gewöhnung an ein $bhar\alpha-mi$ in der 1. Ps. nach sich gezogen haben — womit unsere Annahme (S. 71), dass dieses $-mi$ sich in bezug auf seinen Vocal nach $-si$ und $-ti$ gestaltet habe, eine Stütze erhalte. Die Priorität der 2. und 3. Ps. ergab sich uns auch aus der geläufigen Übertragung des ϵ im Stamme in die 1. Ps. ($\varphi\acute{\epsilon}\rho\omega$ = ursprünglich $\varphi\acute{\alpha}\rho\omega$ S. 93). Das Griechische hat sich in einem Teile seiner Tempora des Zusatzes mi beharrlich enthalten, worin das Präsens der sog. thematischen Conjugation voranging; die Erklärung von $\varphi\acute{\epsilon}\rho\omega$ aus $*\varphi\acute{\epsilon}\rho\omicron-\mu\iota$ (s. o.), Grdf. $bharam$ wäre mit den Fällen wie ssk. $u-bh\hat{a}u = \check{u}\mu-\varphi\omega$ nicht hinreichend gedeckt und liesse die Frage offen, warum man nicht auch im Perfect und schwachen Aorist $-\sigma\omega$ und $-\chi\omega$ aus $-\sigma\alpha(\mu)$ und $-\chi\alpha(\mu)$ zu erwarten hatte. Dagegen wurde in den übrigen Nebentempora ($\acute{\epsilon}\varphi\epsilon\rho\omicron\nu$, $\acute{\epsilon}\pi\iota\theta\omicron\nu$) der Zusatz der gekürzten Personal-Endung — wohl mit Rücksicht auf die stattgehabte Verkürzung des Vocales der Endung — zur festen Gewohnheit. Und gerade dieses $-\nu$ zeigt, was aus dem μ geworden wäre, wenn es jemals in der 1. Ps. gestanden hätte. Wenn aber Brugman (a. a. O.) $bhar\hat{a}$ aus $bhar\alpha_2-\alpha$, d. h. mit dem Pronominalstamm α , hervorgehen lässt, so wird nicht ersichtlich, woher α_2 (d. i. $\hat{a} = o$ s. u.) kommen soll. Vielmehr scheint hier Suffix ja vorzuliegen (vgl. die Vertauschung in $\pi\omicron\iota\omicron\tilde{\nu}\mu\epsilon\nu$ S. 61 und die Combination in

φορέω S. 64); und dieses *ja* ist in derselben Weise wie *va* in *φέω*, so fest mit der Wurzel zusammengeschoben, dass nichts von demselben wirksam wird als der Spirant, und dieser nur so, dass er (wie in *pank'âcat*, *διακόσιοι* etc.) den Vocal dehnt. Hatte das *â* in *bharâ* eine Färbung von dem Spiranten, so konnte es wohl nur *bharâ₁* (*â* = *e*) sein. Ein einfaches *bharâ* im Activ dürfte auch den Weg zeigen zur Erklärung des *bharê* im Medium (= *φέρομαι*), worin Bopp (II 310) und nach ihm Schleicher und Curtius eine Verstümmelung von *-mê* erkennen; *bharê* ist gegen *bharâ* um dasselbe Suffix gewachsen, wie *-μαι*, *-σαι*, *-ται* gegen *-μι* etc. (S. 48).

Von *φέω* aus wäre sodann der o-Laut ganz folgerichtig auf die nachgebildeten *φέρωμεν*, *φέρομαι*, *φερόμεθα*, und dann auch auf *φέρουσι* (*φέρουντι*), *φέρονται* übertragen — freilich nicht als Länge, deren Erhaltung bei *φέω* schon durch die Gestaltung von *φέρεις*, *φέρει* (von denen *φέω* auch sein *ε* hat, s. o.) geboten schien. Hier hängt die Verkürzung mit dem Tonverlust zusammen (wie bei *ἐπιθον* S. 86, vgl. auch *δύο* neben *δύω*). Der Coniunctiv mit dem Infix *â*, das hier zu *o* und *ε* angeglichen wird (also *oo* folgerichtig *ω*, *εε* *η*, nicht *ου* und *ει* S. 61), stellt selbstverständlich den langen Vocal auch im Plural etc. wieder her. Als Übertragung von *φέω* aus kann auch das *o* des Optativs gelten (*φερο-ι-μι*, *ι* aus *ja*), welches keinen Wandel *o-ε* erfahren durfte, wenn nicht *φέροις*, *φέροι* mit *φέρεις*, *φέρει* zusammenfallen sollten. Ferner als Übertragung erklärt Osthoff (Morph. Unt. I 212) *φέρωμενος*: „dem Griechen mochte leicht ein Gefühl sich aufdrängen, als ob ein Connex zwischen dem *o* und nachfolgendem *μ* stattfinde, dem zufolge vor den mit *μ* anlautenden Suffixen das *o* als thematischer Vocal einzutreten habe“. So entstehen die besonderen Gepflogenheiten einer Sprache, die „Stimmtöne“ und „Wahlverwandtschaften“. Aber dass ein solcher Connex von Hause aus nicht vorhanden war, zeigen *τίθεμεν*, *τιθέμενος*, *ἐλύσαμεν*, *λυσάμενος* etc. und viel bestimmter im Lateinischen *fuerint* neben *erunt*, *dedere* (wohl aus **dederint*) neben *dederunt*, *legimini*, Partic. *legend-* und *legimus* selbst. Wie unsicher diese Erklärungsversuche auch in mancher Einzelheit sein mögen, soviel ist gewiss, dass der ganze Wechsel von *o* und *ε* an *φέω* hängt; wo das *ω* in der 1. Ps. Sing.

fehlt, da fehlt auch der Wechsel des Vocals; so bei den sog. unthematischen Verben: *τίθημι*, *δίδωμι* etc. kommen genau auf die Weise von *bharâ-mi* (vgl. auch *ἔλυσα*, *λέλυκα* etc.). Läge die bewirkende Ursache in dem Nasal oder in der Verschiedenheit der Betonung, so musste sie sich doch auch in diesen Fällen bemerkbar machen.

Werfen wir einen Blick auf das Meyer'sche Gesetz zurück, so wird es uns nun nicht wunder nehmen, wenn sein Urheber zum Schlusse zu dem Geständnis genötigt ist, dass er „den Wechsel zwischen *o* und *ε* in dem sog. thematischen Vocal der *o*-Conjugation nicht zu erklären weiss“, und wenn er Fälle wie *ἄγω*, in denen „*α* trotz des darauf ruhenden Hochtones erhalten bleibt und nicht zu *ε* erhöht wird“, aufgeben muss. Unübersteigliche Schwierigkeiten bereiten diesem Gesetz auch die Präpositionen, bei denen wir noch einen Augenblick verweilen wollen, da sie ja im Mittelpunkt unserer Untersuchungen stehen. Hier macht Meyer mit Recht geltend, dass der Accent bei den zweisilbigen Präpositionen — dies sind sie ursprünglich alle gewesen s. u. II — auf der ersten Silbe gestanden habe, wie dies im Sanskrit der Fall ist; einen Beweis dafür haben wir (S. 59) in *δια* gefunden, und auch die Verkürzung des Schlussvocals in *περί* (S. 81), *ἐπί* etc. war nicht möglich, wenn diese Präpositionen von jeher diese Betonung gehabt hätten. Die Ursache der Verflüchtigung der Form, wie der Verschiebung des Accentus war, wie bei den sog. Encliticae (S. 86) der Tonverlust, d. h. je mehr die Präpositionen in die Abhängigkeit vom Nomen oder Verbum gerieten, desto geringer musste ihr Eigenton werden. Diese Einbusse des Tones wurde durch die Verschiebung des Accentus bezeichnet; dieser konnte ganz ausfallen, wie bei den zweisilbigen Encliticae mit der einen Ausnahme (nach Paroxytona), die dem Dreisilben-Gesetz zu liebe gemacht ist — wie ja gewisse Handschriften auch die zweisilbigen Präpositionen ohne Accent schreiben wie die einsilbigen *ἐν*, *ἐξ*, *εἰς* (s. G. Meyer). Bei so schwankenden Zuständen und den widersprechenden Angaben der Grammatiker musste es von vornherein misslich erscheinen, den Vocalismus der Präpositionen auf die Betonung zu gründen. Nun fügen sich *ἐπί* und *περί*, d. h. *ἐπι*, *πέρι* = ssk. *āpi*, *pāri* dem Meyer'schen Gesetz ganz gut; aber der Hochton auf der ersten Silbe hat nicht gehindert, dass neben *ἐπί* das

in seinen Bestandteilen verwandte *ἀπό* stehen blieb, dem sich der Form nach lat. *apu-d* anschliesst, und dass dazu noch *ὄπι-σθε* trat, welches sein *o* nur der Einwirkung des Schmarotzers in der Grundform *α-κᵛα* verdanken kann, von welchem auch (durch Labialismus) das *π* stammt (vgl. lat. *ob* zu *ἐπί* s. u. II). Ebenso sind *ἀνά* und *ἀντί* nicht erklärt, wo das neben *ἀνά* stehende *ἐνί(ἐν)* deutlich genug zeigt, dass das *ε* von der Schlussilbe herkommt (vgl. hom. *ἐνί, ἐν*). Die Betonung von *προτί* wird, gegen ssk. *práti*, für urgriechisch erklärt, idg. *práti* soll „auf griechischem Boden zu **πρατί* und dies zu *προτί* geworden sein“. Warum dann nicht auch **όντί* statt *ἀντί*, wo noch gar *φέρ-οντι* daneben lag? Dass es übrigens *πρότι* war, zeigt das daraus hervorgegangene *πρός*. Neben *περί* und *πρό* fand das primitive *παρά* (vgl. *πάρος* gegen ssk. *puras*) Platz, sogar wie *kas* neben *kis*, *ρίζατι* neben *εἵκοσι* etc. Für diese Fragen, welche gerade die brennenden sind, gesteht Meyer seine Ratlosigkeit. Aber ein Gesetz, das so viele und zwar gerade die gangbarsten Fälle unerklärt lässt, ist kein Gesetz; die fleissige Arbeit verfehlt ihr Ziel, weil sich mit diesem Mittel nicht zum Ziel kommen lässt.

Ich kann mir also nicht denken, wie der Unterschied in der Betonung die Vocalexpaltung *α-e-o* herbeigeführt haben könnte, erkenne vielmehr in dieser den jüngeren Reflex des uralten Processes, der *i* und *u* neben *α* gesetzt hatte. Gerade mit dieser Spaltung hängt es zusammen, dass die Spiranten im Inlaut fast spurlos geschwunden sind und auch im Anlaut kaum ihr Dasein gefristet haben. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan, d. h. sie stecken nun in dem *e* und *o*, zu dem sie einen grossen Teil der alten *α* verfärbt hatten. Indem die Sprache neue Bildungen schuf, musste sie sich der alten Mittel bedienen. Sollte die Verschmelzung von Wurzel und Suffix, worin ja das Wesen der Flexion besteht, durchgeführt werden, so musste sich bei den jüngeren Bildungen der Process wiederholen, der sich abgespielt hatte seit Anbeginn. Wenn aber die Epenthese bei der einen Sprache nicht so vollständig, bei der anderen gar nicht zum Durchbruch kam, so hat dies eben soviel zu bedeuten, dass die Bildungen der jüngeren Schicht nicht mehr so vollständig verschmolzen, wie in der älteren Schicht. Sie konnten dies auch nicht, da

man jetzt die Suffixe in ihrer zum teil vielseitigen Verwendung mehr als selbständige Bestandteile fühlte, die von aussen an die Wurzel traten, während es sich bei der Bildung der Wurzel selbst um Zusammenfügung gleichberechtigter Urlaute handelte, die, je mehr sie durch die antretenden Suffixe erweitert werden sollten, desto fester in einander wachsen mussten. So wurden die später so gewaltig um sich greifenden Erscheinungen des Zetacismus und Sigmatismus ein Surrogat der alten Epenthese und somit auch ein Concurrent der Vocalspaltung bei der jüngeren Schicht der Bildungen; sie brachten die Worteinheit zu stande, aber auf eine andere Weise als dies in der Wurzelperiode geschehen war: ein *φραδ-ιω*, *πρακ-ιω* konnten nun nicht mehr **φρείδω*, **πρίκω* werden, wie einst *πρίθω*, *λείπω*, und von einem **φριδ*, wie *ἐπιθον* konnte selbstverständlich gar keine Rede sein — eben weil *φραδ*, *πρακ* (für *περα-κ*) nicht primitive, sondern bereits abgeleitete Wurzeln sind. Aus ähnlichem Grunde konnte aus dem nachgebildeten *πραί*, obwohl es aus denselben Elementen aufgebaut ist, sich nicht noch einmal ein *περί* entwickeln. Denn es knüpft nicht mehr an die indifferente Grundform *para* an, sondern an das spezifische *παρά*, mit welchem es in der Bedeutung völlig übereinkommt. Dagegen kommen die Verba liquida mit ihrer Epenthese im Präsens der alten Bildung nahe, ohne dass man *κτείω* auf dieselbe Linie mit *πρίθω* stellen darf (S. 89); und zu ihnen stellt sich in dieser Beziehung das (S. 40) erwähnte *πρίκω* (Od. 18, 316), das aber einem lautlichen Zwange sein Dasein verdankt.

Die ganze Verhandlung führt uns zu der wichtigen Erkenntnis, dass die Sprachformen schichtenweise entstanden sind (vgl. S. 35 die Zahlwörter); die Bildungen liegen übereinander wie die geologischen Schichten der Erdrinde, jede folgende Periode anknüpfend an das, was die vorhergehenden geschaffen. „Die Sprache verwandte dieselben Mittel zu verschiedenen Zeiten in ganz verschiedener Weise“, sagt Curtius in seiner verdienstvollen Abhandlung zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung; ich hoffe sein Wort hier wahr gemacht zu haben, wo es sich um die Begründung der Vocalsteigerung und Vocalspaltung handelte. Sowie der ältere Process *i* und *u* neben *a*, und dann wieder *ê* und *ô* neben *i* und *u* gebracht hatte, so führte die jüngere

Spaltung, die wie eine Nachlese dazu aussieht, zu $\check{e}$ und $\check{o}$ und weiter zu i und u , also zu gleichem Ergebnis, aber in geringerem Umfang. Dass übrigens in den beiden asiatischen Zweigen schon die Spaltung α - e - o angebahnt war, d. h. dass das einförmige α dort nicht überall denselben Laut darstellt, sondern zum teil nach e und o hin gefärbt war (α_1 , α_2 oder $\check{\alpha}$, $\hat{\alpha}$), ist wenigstens für $\check{\alpha}$ von Brugman (in Curtius' Stud. IX S. 361 ff.) an mehreren Spuren nachgewiesen (vgl. auch J. Schmidt in Kuhn's Ztschr. 25 S. 1 ff., Osthoff Morph. Unt. I S. 116, Collitz in Bezzenberger's Beitr. III S. 177 ff. etc.). Es handelt sich dabei vornehmlich um das (in bezug auf die Urhebererschaft strittige) „Palatalgesetz“. In den beiden arischen Sprachen zeigt sich nämlich der Palatalismus an den Stellen, wo im Griechischen der Dentalismus Platz gegriffen hat: $-k'\alpha = -\tau\epsilon$, $k'atvaras = \tau\acute{\epsilon}\tau\tau\alpha\rho\epsilon\varsigma$, zend. $cis = \tau\acute{\iota}\varsigma$, aber ssk. kis (S. 18 und 22). Da nun dem τ im Griechischen stets ein heller Laut folgt, so lag der Schluss nahe, dass auch jenes α in $k'\alpha$ etc. ein heller Laut, also $\check{\alpha}$ gewesen sein müsse. Denn so sehen wir es thatsächlich in der späteren Entwicklung der lateinischen Sprache und ihrer Descendenten, nämlich dass der helle Laut hinter k den Palatalismus herbeiführt, und so ist es auch schon in den arischen Sprachen.

Aber hier waltet, wie mir scheint, in der Gleichsetzung des griechischen Dentalismus mit dem arischen Palatalismus doch ein leichtes Missverständnis ob. Der helle Laut, der beides hervorbringt, ist ursprünglich der palatale Schmarotzer j : neben kja , woraus ki -s, liegt zunächst die Verschiebung tja , woraus $\tau\acute{\iota}$ -s. Hier hat sich in beiden Fällen die reine Explosiva entfaltet. Aber auf kja konnte auch ein $k'\alpha$ folgen, indem die Explosiva zwar auch in der t -Region ansetzte, aber mit dem Niederschlag des Schmarotzers behaftet blieb; und das konnte geschehen, ohne dass das α angegriffen wurde — so gut wie im andern Falle $kas = kis$, und so gut wie im Italienischen $già$ (= $dsha$, jam), $ciarlare$ (= $tschar$ -) etc. Der Zusammenhang zwischen dem arischen Palatalismus und dem griechischen Dentalismus beschränkt sich also zunächst darauf, dass gerade bei diesen kj sich frühzeitig und bestimmt die Neigung zu der Verschiebung nach tj hin geltend machte; sie fand ihren Ausdruck im

griechischen τ , im arischen k' . Im übrigen entspricht dem arischen Palatalismus im Griechischen genauer der Sigmatismus und Zetacismus, also kyprisch $\sigma\acute{\iota}\varsigma$, d. i. $*\tau\sigma\acute{\iota}\varsigma$ dem zend. cis , während $\tau\acute{\iota}\varsigma$ dem kis parallel steht. Ebenso steht in dem modernen Palatalismus die Assibilierung des ti (*patientia*, franz. *patience*, c gespr. s) auf gleicher Linie mit $\pi\sigma\sigma\acute{\iota}$ - $\pi\rho\acute{o}\varsigma$, das franz. *Ssisséron* (*Cicéron*) bezeichnet das Endglied der Reihe *Kikero-Tsitsero-Tschitscherone*; ein $*Titero$ ist nicht zum Vorschein gekommen (vgl. aber *coma-toma* S. 19), und dies zeigt, dass $\tau\acute{\iota}\varsigma$ doch etwas anderes ist als $k'is$. Also der helle Vocal ist, wie die Afficierung der Explosiva, das Product des Schmarotzers, er ist somit nicht notwendige Vorbedingung zum Dentalismus und Palatalismus, dies ist vielmehr zunächst der palatale Schmarotzer selbst. Es konnte die Färbung des Vocals dazu kommen, musste aber nicht. Will man für äolisch $\acute{o}\tau\alpha$, dorisch $\acute{o}\kappa\alpha = \acute{o}\tau\epsilon$ (Ahrens I 152, II 376), oder für den zweiten Vocal in $\tau\acute{\epsilon}\tau\tau\alpha\rho\epsilon\varsigma$, das wir aus $-tj\alpha\rho-$ geleitet haben, ein $\tilde{a}$ voraussetzen? Träfe dies zu, dann stände wohl ϵ , wie in dem jonischen $\tau\acute{\epsilon}\sigma\sigma\epsilon\rho\epsilon\varsigma$, das den eigentlich zu erwartenden Laut deutlich ausgeprägt hat.

Die bei der Vergleichung des arischen Palatalismus mit dem griechischen Dentalismus gemachte (übrigens von Collitz weiter ausgedehnte) Beobachtung, dass vor demjenigen α , welchem in den europäischen Sprachen ein e entspricht, in den arischen Sprachen der Palatal erscheint, hat ihr Gegenbild in dem Gesetz, dass der ursprüngliche Guttural intact bleibt vor dem α , welches in den europäischen Sprachen durch o oder a reflectiert wird (Collitz a. a. O. S. 221): ssk. *kas*, *kataras* = griech. $\pi\alpha-$, ssk. $-g\alpha\alpha$, griech. $-\beta\omicron\rho\omicron\varsigma$, lat. $-vorus$ etc. Das Gesetz beweist nur, dass wir, wie in dem ersten Falle von kj (Media und Aspirata immer mit eingeschlossen), so hier von k^v auszugehen haben. Der Vocal musste nicht die Färbung des Schmarotzers annehmen. Dem ssk. *kas* (= lat. *quis*, got. *hvas*) werden wir, wie billig, ein $*kvas$ vorausgehen lassen; aber es musste darum nicht $k\tilde{a}s$, kos sein. Denn wo im Sanskrit der Schmarotzer dem Vocal die Färbung giebt, da erscheint gleich u beim gutturalen, wie i beim palatalen Schmarotzer: daher die drei Nominalstämme *ka*, *ku*, *ki* (Bopp II S. 202, der die beiden letzten als „Schwächungen“ des ersten betrachtet). Hier stellt

in der That das griech. *xo-* (*χότερος* = *πότερος*) die Vorstufe zu dem *u* des Sanskrit dar, wie *e*, wo es erscheint, die Vorstufe zu *i*; denn *i* und *u* können nur über *e* und *o* gegangen sein. Das europäische *e* und *o* bedeutet also in solchen Fällen den älteren Lautbestand, wie das hochdeutsche *e* und *o* der Brechung gegenüber dem gotischen *z* und *u* (S. 103). Aber das berechtigt uns nicht, hinter dem *α* der arischen Sprachen ein *e* und *o* der Ursprache zu suchen, die in den arischen Sprachen „nachher zu *α* zusammengefloßen“ seien (Collitz a. a. O. S. 199). Wir haben keinen Grund anzunehmen, dass man, wo dort *α* steht, nicht wirklich *α*, sondern *e* und *o* gesprochen habe, als die Sprache durch die Schrift fixiert wurde; vielmehr muss das geschriebene *α* als Zeugnis gelten, dass es damals noch den alten Laut *α* darstellte. Daneben fanden die durch die Einwirkung der Spiranten entstandenen *i* und *u* (bezw. *e* und *o*) Platz, wie ssk. *ka*, *ki*, *ku* zeigen, griech. *ἐ-κάτερος* neben *χότερος*, wo das Lateinische mit dem Sanskrit übereinstimmend *u* hat: *uter*, osk. *puturus* (vgl. griech. *πάρος* neben *π(ο)ρό* in derselben Sprache und ssk. *puras*). Einen Rückfall aus bereits gewonnenem *e* und *o* zu *α* anzunehmen, scheint mir hier wie überall (vgl. elisch *μά* = *μή*, lokr. *φάρειν* = *φέρειν*, äol. *φάρογον*, Spuren des Augmentes *ᾶ-*, oben *ὄτα* etc. s. Ahrens I 229) bedenklich; das *α* wird vielmehr überall die Bewahrung des alten Lautbestandes bedeuten. Man könnte ja sonst den ganzen dorischen *πλατειασμός* (*ᾱ* für jonisch *η*) als Rückbildung ansehen. Dieselbe Bewandtnis hat es mit dem Umlaut in unserer Sprache. Die alte Sprache (das Gotische) verhält sich ablehnend gegen den Einfluss des Spiranten, die jüngere Sprache (das Althochdeutsche) zeigt den entschiedenen Sieg des Spiranten. Wird man also das ahd. *e* bezw. *ä* bereits in das gotische *α* zurückdatieren und in dem ahd. Umlaut (wie in der Brechung) den älteren Lautbestand erblicken wollen? Aber *α* ist hier offenbar die Vorstufe zu *ä*, nicht umgekehrt.

Hier kommt ferner das Reduplicationsgesetz in Betracht: der Guttural wird in der Reduplication durch den Palatal ersetzt (*k'akâra* zu W. *kar*). Da nun die Perfect-Reduplication im Griechischen durchweg und auch im Lateinischen meist *e* zeigt, so lag es auch hier nahe, ssk. *α* =

e zu setzen und diesem *e* die Vaterschaft des Palatals zuzuschreiben. Aber auch hier ist im Grunde genommen durch die Palatalisierung nichts bezeugt, als der palatale Schmarotzer, der in der Reduplicationssilbe sich geltend macht, obwohl die Stammsilbe bereits die geklärte Explosiva hat, es bleibt der (bereits von Havet, s. Collitz S. 210, ausgesprochene) Gedanke an die gerade bei der Reduplication geläufige Dissimilation möglich, die hier nur die umgekehrte Richtung nimmt, wie sonst: *κέ-χυμαι*, *πε-φίληκα* — aber doch auch *τύφθη-τι*. Dafür spricht auch der Palatal bei den Verba intensiva z. B. *k'ar-kar-mi*, für welche Collitz (S. 214) „wenn nicht wirkliche Verdoppelung, so doch eine der Doppelsetzung noch nahestehende Reduplicationsweise“ anerkennt. In dieser primitiven Reduplicationsform, bei der bereits, wie man (gegen Collitz) annehmen darf, die Dissimilation ihren Ursprung genommen hat, mag das Bewusstsein des ursprünglichen Zweckes der Reduplication lebendig geblieben sein, während sich dieser in den Verbalformen bei der fortschreitenden Verflüchtigung der ganzen Wortform so verdunkelte, dass die zusammengeschrumpfte Reduplication nichts mehr anders war als das äussere Kennzeichen des Perfectstammes, welches, als die Sprache andere Kennzeichen ausgebildet hatte, zuletzt gänzlich oder fast gänzlich abhanden kommen konnte (wie im Lateinischen und Germanischen, *baug*, *fugi* = *πέφευγα*). Warum aber nicht *çakâra*? fragt Collitz. Ich glaube, dass dieser Weg der Dissimilation durch die Natur des Lautes *ç* abgeschnitten war, der ganz von dem Tenuischarakter abgekommen ist. Der Guttural der Reduplication sollte durch die Palatalisierung nicht geschwächt werden in seiner Geltung als Tenuis — wie ja das Griechische die anlautende Tenuis in der Reduplication bewahrt und bei anlautender Aspirata die Tenuis wiederherstellt. Man könnte sonst fragen: warum nicht *γέ-χυμαι* oder gar *φε-ποίηκα*?

Indem sich sodann Collitz (S. 211) der Vermutung Bezenberger's anschliesst, dass „in den reduplicierten Tempora der indogermanischen Grundsprache nicht der Wurzelvocal, sondern *a* in der Reduplicationssilbe stand“, gründet er auf sein Palatalgesetz die Berechtigung, „für eine frühere Periode der indoiranischen Sprachen [für die indogerm. Ursprache?] die allgemeine Perfect-Reduplication mit *e*, das

Lauten entsprechend gestalten. Damit war der Spalt geschaffen, der die europäischen Zweige unserer grossen Sprachenfamilie von den beiden asiatischen trennt, der aber, wie ich mit J. Schmidt (Kuhn Ztsch. 23 S. 333) glaube, nicht ausreicht zu dem Schlusse, dass es „eine Periode gegeben hat, wo die Voreltern sämtlicher Indogermanen Europas eine sprachlich geeinigte Nation gebildet haben“ (Fick Spracheinh. S. 149). Er beweist nur, dass die Inder und Iranier als Nationen älter sind, als die ältesten europäischen Nationen, d. h. dass ihre Sprache durch Cultur und Schrifttum früher gebunden war. Eine „sprachlich geeinigte Nation“ gab es auch im Urlande in Asien nicht. Ich bemerke hier noch, dass ich mich in der Bezeichnung arisch dem derzeit herrschenden Gebrauch anbequemt habe; ich gedenke aber (u. III) nachzuweisen, dass dies Prädicat allen sog. indogermanischen Zweigen zukommt, da sich die Arierbezeichnung bei allen erhalten hat, dass also die farblose Benennung Indogermanen zu gunsten des urwüchsigen, an der Quelle geschöpften Ariernamens wird verschwinden müssen.

Nun ist freilich mit den angeführten Beweisstücken, die dem Palatalismus entnommen waren, nur *e* erreicht; das dunkle *o* d. h. $\alpha = \overset{\circ}{a}$ nachzuweisen hat noch nicht gelingen wollen. Da wo wir es am sichersten zu treffen hoffen durften, in *bharâ* = $\varphi\acute{\epsilon}\rho\omega$, *bharâmas* = $\varphi\acute{\epsilon}\rho\omicron\mu\epsilon\nu$, hat es sich versagt; Brugman's Gleichsetzung von $\hat{a}$ mit griech. *o* hat nicht stand gehalten. J. Schmidt (Kuhn Ztsch. 25 S. 95) spricht nur von einem „als dunkler Laut wirkenden *z* in den arischen Sprachen, welches im Ablautsverhältnis zu $\hat{z}$ steht, also südeuropäischem *o* entspricht“; er gelangt also gar nicht zu einem erklärten $\hat{a}$. Auch Collitz (Bezenberger's Beitr. III S. 217), der die europäische Trias α , *e*, *o* bedingungslos für die indogermanische Ursprache ansetzt, hat $\hat{z}$ nicht belegt. Fick endlich hat in seiner „Spracheinheit“ das europäische *o* ganz ausser Betracht gelassen, obwohl es doch dieselbe Rolle dabei spielen müsste wie *e*, und dieses mit dem *o* steht oder fällt. Die Kehrseite des Palatalgesetzes, d. h. der erhaltene Guttural setzt einen dunkeln Laut voraus, der „wie *u* wirkt“, sagt J. Schmidt; das heisst nichts anderes, als: der Guttural war mit dem gutturalen Schmarotzer behaftet; aber α musste darum nicht *u* oder

o sein (S. 112). Aus dem Pronominalstamm *kva* ist sowohl *ka* wie *ku* hervorgegangen, und zwar *ka*, indem die Energie der Articulation, die je älter eine Sprache ist, desto grösser zu sein pflegt, den Schmarotzer einfach überwand. Aber diese Energie konnte nicht stand halten: im Volke, das sich nicht an die Sprache der Schrift und der Gebildeten kehrt, mag das alte *k^vas* hörbar geblieben sein, das mit der Zeit ein *kās* oder geradezu *kos* erzeugen musste, wie es im griechischen und lateinischen Pronomen (*ko-*, *po-*, *quo-* etc.) hervortritt. Ein solches *ko-s* konnte neben dem älteren *ku-* (vedisch *ku-ha* wo? *ku-tas* woher?) ebenso gut bestehen, wie lat. *ho-*, *quo-* neben *hu-* (*hunc*) und *cu-* (*cuius*) etc. Dabei blieb gleichwohl hier und da ein *a* stehen, wie in den angeführten *ἐκάτερος* (neben *κότερος*), auch *πα-* in *πᾶς*, *ἅπας* (s. u. II), lat. *quantus*, *qualis* etc. Hier steht das *a* unterschiedslos neben *o*; in anderen Fällen hat die Sprache den Wechsel der Vocale zur Differenzierung der Bedeutung benutzt, wie in *παρά*, welches in einem **πορό* (*πρό*) aufgehen konnte, sogut wie *ἀπό*, *ὑπό* sich neben ssk. *apa*, *upa* gestellt haben. Somit genießt das Griechische das Vorrecht vor dem Sanskrit, dass es den beiden *parā* (wozu *pra-*), *pari* die lautlich viel besser gesonderte Trias *παρά*, *περί*, *πρό* gegenüber zu stellen hat.

Für die arische (indog.) Ursprache ist also bei der Vocalspaltung nicht *a*, *e*, *o* anzusetzen, sondern *a*, welches in dem Contact mit den Spiranten sich zunächst behauptete, dann später zu *e* und *o* sich verfärbte, wie vordem in der Ursprache der erste Schub *i* und *u* gebracht hatte. Die Vocalspaltung ist in der Mehrzahl ihrer Erscheinungen auf dem halben Wege stehen geblieben, während die Basis der ihr vorausliegenden Vocalsteigerung *i* und *u* erreicht hat. Diese *i* und *u* haben den Weg über *e* und *o* gemacht; dafür zeugt die Vocalspaltung, sowie die langen *e* und *o* der Steigerung von *i* und *u* im Sanskrit. Zwischen der Vocalspaltung und Vocalsteigerung findet kein principieller Unterschied statt; die Gewinnung der Basis *i* und *u* ist der Ausgangspunkt der Vocalsteigerung und zugleich die erste Vocalspaltung. Die von den indischen Grammatikern ererbte Anschauung von der Steigerung („Guna“ und „Vridhhi“, Wachstum) fasst die Sache von der verkehrten Seite: es findet keine Steigerung,

gesehen werden, d. h. es darf angenommen werden, dass der ursprüngliche Schmarotzer in der Endung der 2. und 3. Ps., dessen Spur in allen verwandten Sprachen mehr oder minder deutlich zu Tage tritt, auch im Sanskrit nicht ganz spurlos untergegangen ist, sondern sich allmählich mehr und mehr geltend gemacht hat, nachdem er im ersten Ansatz, nämlich als man α schrieb, nicht e , bereits überwunden war. Dass das $\tilde{\alpha}$ einzig in Verbindung mit dem Palatalismus in überzeugender Bestimmtheit aufgewiesen werden kann, beweist, dass der Palatalismus in den arischen Sprachen ebensowohl eine jüngere Erscheinung ist, wie in den europäischen Sprachen, wo er zum teil ja noch historisch zu erreichen ist; sodann, dass man auch das e ($\tilde{\alpha}$) nicht in die Ursprache zurückdatieren darf. Es wäre ja sonst unbegreiflich, wenn zwar das vermeintliche e und o der Ursprache später in den arischen Sprachen zu α zurückverwandelt, e und o wieder in α „zusammengeflossen“ wären, aber gleichwohl der darauf gebaute Palatalismus geblieben wäre. Ein für die Ursprache angesetztes $pekesi$, dessen Fortsetzung $pek'esi$ wäre, würde das spätere $pak'asi$ unerklärlich machen, dessen angeblich wiederhergestelltes α sich nur mit $pakasi$ vertrüge. Was für diesen Fall gilt, gilt für alle: es war ursprünglich ein α , welches aber den lautlichen Einflüssen nachgebend allmählich die Färbung von e annahm.

Von hier aus können wir dann auch etwas weiter vordringen und für die Fälle, in denen wir nur die Möglichkeit eingeräumt haben, wenigstens die Wahrscheinlichkeit einsetzen. Der Umstand, dass das e in der Perfect-Reduplication allein herrschend geworden ist, sowie die Übertragung, wie wir sie z. B. für $\pi\iota\varphi\alpha\upsilon\sigma\kappa\omega$ (neben der echten Reduplication $\pi\alpha\mu\varphi\alpha\iota\upsilon\omega$ etc.) angenommen haben, zeigen zum wenigsten, wie früh der helle Laut fest gewesen sein muss. Dieselbe Festigkeit zeigt er in den Fällen, wo der griechische Dental dem arischen Palatal gegenübersteht ($-\tau\epsilon = -k'\alpha$ etc. S. 111). Denn er zieht lat. $-que$, was doch eigentlich nur ein $*qua$ (d. i. $kva = kja$, woraus $k'\alpha$) sein konnte, nach sich, wie kis , $\tau\acute{\iota}\varsigma$ das lat. $quis$, für welches dem ssk. kas , got. $hvas$ gegenüber ein $*quas$ oder allenfalls $*quos$ zu erwarten war. Bei der Vierzahl besteht das e allein in $\tau\acute{\epsilon}-\sigma\sigma\alpha\rho\epsilon\varsigma$ zu Recht; alle die Variationen $\pi\acute{\epsilon}\sigma\sigma\upsilon\rho\epsilon\varsigma$, $\pi\acute{\iota}\sigma\upsilon\rho\epsilon\varsigma$, $petur$, $fidvor$ haben

ihren Vocal durch Übertragung, wie auch ξ -($\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$), ξ -($\kappa\alpha\sigma\tau\omicron\varsigma$) neben (*uter*)-*que*, (*quis*)-*que*; einzig *quattuor* hat den ursprünglichen Vocal. Diese Übereinstimmung giebt der Annahme immerhin eine grosse Wahrscheinlichkeit, dass auch in den arischen Sprachen schon das α in diesen Fällen eine Färbung nach e hin hatte.

Wir nehmen eine allgemeine Erwägung hinzu: wo soll der Anfang gemacht worden sein mit der Vocalspaltung? haben etwa die europäischen Sprachen (einschliesslich des Armenischen) den Unterschied erfunden? Aber in der Sprachentwicklung giebt es, wie in der Welt überhaupt, keinen Sprung, sondern nur fortlaufende Entwicklung. Eine Reihe der ursprünglichen α war durch die beiden Spiranten zu i und u verfärbt; andere α blieben intact. Aber der Process spielte weiter, und von den übrig gebliebenen α erlag wiederum ein Teil denselben Einflüssen. Es war anfangs ein α , was man sprach und schrieb; wäre es ein e und o gewesen, so ständen die Zeichen in der Schrift. „Unter den einfachen Vocalen fehlt es dem altindischen Alphabet an einer Bezeichnung des griechischen ε und o , deren Laute, im Fall sie im Sanskrit zur Zeit seiner Lebensperiode vorkamen, doch erst nach der Festsetzung der Schrift sich aus dem kurzen α entwickelt haben können, weil ein die feinsten Abstufungen des Lautes darstellendes Alphabet gewiss auch die Unterschiede zwischen $\check{\alpha}$, $\check{e}$ und $\check{o}$ nicht vernachlässigt haben würde, wenn sie vorhanden gewesen wären“, sagt Bopp (I S. 9); ich weiss nicht, wie man über diesen klaren Gedanken hinwegkommen will. Aber die Grundlage, die aus dem α ein e und o entwickelte, war gegeben seit Anbeginn. Es steht also nichts der Annahme im Wege, dass schon in den arischen Sprachen wenigstens im Munde des Volkes der Unterschied gefühlt und allmählich mehr gefühlt wurde. Die Schrift schleppte dort, wie sie es immer thut — man vergleiche nur das Französische — das alte Zeichen weiter, und die Gebildeten werden sich bemüht haben der Schrift gemäss zu sprechen — wie ja die Schrift, wo sie einmal festgestellt ist, immer erhaltend und gestaltend auch auf die Sprache zurückwirkt. Als aber die Schwestersprachen in Europa ihr eigentliches Leben mit dem Eintritt in die Cultur begannen, da waren die Laute geklärt und man konnte die Schrift den

dann später zu *a* wurde, vorauszusetzen“. Die Reduplication als Doppelsetzung der (vollen oder nur angesetzten) Wurzel erklärt sich nach Wesen und Zweck vollständig; aber wo jenes *a* bzw. *e* in der Ursprache herkommen soll, ist nicht leichter zu erklären, als der vermeintliche „Vorschlag“ *a* in der Vocalsteigerung (S. 83), und noch weniger wäre es zu begreifen, wie und warum aus früherem *e* in den arischen Sprachen *a* geworden sein soll. Alle Vocale finden in der Reduplication Platz, sofern sie in der Wurzel enthalten sind; wie aber das *e* später herrschend geworden ist, dafür dürfte sich eine ungezwungene Erklärung darbieten: ich stehe nicht an zu behaupten, dass das *e* der Perfect-Reduplication wie das *i* der Präsens-Reduplication von solchen Wurzeln aus, die den palatalen Schmarotzer hatten, verallgemeinert worden sind, d. h. dass aus dem ursprünglich anlautenden *kja*, *tja* etc. das *ε* und das *ι* hervorgegangen sind, die jetzt als die Zeichen der Reduplication gelten, und zwar ursprünglich als gleichgültige Variationen, die erst der Gebrauch differenziert hat nach den beiden Tempora: *τί-θημι*, *τέ-θεικα*, beide aus dem ursprünglichen *tja*, auf welches die Wurzel *θε* gegründet ist. Die älteren arischen Sprachen haben auch hier dem Schmarotzer widerstanden: *da-dhâmi*, wo man also mit demselben Rechte wie in *k'akâra* ein *dedhâmi* oder *didhâmi* unterlegen könnte — wie ja *i* wirklich vereinzelt im Sanskrit erscheint: *ti-shthâmi* = *ῑστημι*, *sisto* (*sta* ebenfalls aus *tja* S. 47). Die als Zeugnis für ursprüngliches *e* angeführten altlateinischen *memordi*, *pepugi* etc., aus denen *momordi*, *pupugi* durch Assimilation der Vocale hervorgegangen sein sollen, dürften nichts weiter bedeuten, als den Versuch der Übertragung, die im Griechischen durchgedrungen ist, im Lateinischen aber nicht durchzudringen vermochte, eben weil dort die Reduplication im ganzen und grossen überhaupt geschwunden ist. Eine andere Art, wie *ε* in der Reduplication zu wege kommen konnte, zeigen die Formen wie *δεῖδια*, *δεῖδεγμα* (S. 102), wo die Verkürzung *ε* bringen musste. (So dürfte auch das *a* in den beiden vedischen Perfecta *sa-sûva* und *babhûva*, das Collitz für entscheidend hält für die Ursprünglichkeit des *a*, der Rest eines ursprünglichen Diphthongen *au* sein, oder vielmehr des Zwischenlautes *aʷ*, aus dem *au*, verkürzt *u*, *o* werden konnte). Ich erwähne noch,

dass das in der Reduplication festwerdende ε auch die Umfärbung des Augmentes α - zu ε - nach sich gezogen haben mag.

Mangelt also den angeführten Fällen die stricte Beweiskraft, dass der Vocal α^e gewesen sein müsse, so scheint uns der nun noch anzuführende Fall diesem Beweis in der That zuzuführen: dem Guttural im Nomen entspricht im Verbum vor dem sog. Bindevocal (griech. ε und o) der Palatal: *pakas* das Kochen, aber *pak'a-mi*, *pak'a-si*, *pak'a-ti* (πέπτω, πέσσω J. Schmidt in Kuhn's Ztsch. 25 S. 99). Da hier nicht (wie im griech. πέσσω) an ein $j\alpha$ -Suffix zu denken ist, so kann der Palatal nur von der Qualität des Vocales der Endung herkommen. Vergegenwärtigen wir uns den Ursprung von *-si* und *-ti*, bedenken wir, wie das griech. λέγεις, λέγει eine Grundform *lag^ja-si*, *lag^ja-ti* voraussetzt, und wie auch im Imperf. ἔλεγες, ἔλεγε (wie im lat. *legis*, *legit*) der ursprüngliche Schmarotzer wenigstens in dem hellen Vocal sich bemerkbar macht, so werden wir an einem *pa-ka^esi*, *pa-ka^eti* und dann *pak'a^esi*, *pak'a^eti* keinen Anstoss nehmen, und ebenso wenig an der Übertragung in die erste Person, zumal wenn in dem vorauszusetzenden *pak'â* (S. 106) der schliessende Vocal ebenfalls ein α^e war. Wir nehmen als Wurzel an *pak^va*, deren Guttural sich im Nomen geklärt hat; im Verbum denken wir uns die Umwandlung so, dass sich für *pak^vasi*, *pak^va^esi* in folge der hellen Vocale der Endung zunächst ein *pak^ja^esi* einsetzte, woraus dann *pa^ek'a^esi* wurde. Von vornherein einen Stamm *pak^ja* neben *pak^va* zu setzen, widerraten die verwandten Sprachen, die in dem *k^v* (*qu*, π , χ —*coquo*, πέπτω, πέσσω) einig sind, und es würde damit auch nicht zu erklären sein, warum gerade beim Verbum sich der palatale Schmarotzer geltend macht. Der Anlass zu der Verschiebung der Schmarotzer kann also nur von der Qualität der Vocale in der Endung herkommen (*pak^va^esi* = lat. *coquis*, *pak^ja^esi*, *pa^ek'a^esi*). Auch die Epenthese in dem zend. *baraiti* darf hier in Betracht gezogen werden, wo das *ai* wohl dem gotischen *ai*, womit das griech. ε wiedergegeben wird (Grimm Gr. I S. 35), gleichstehen dürfte (vgl. auch die germanische Reduplication *haihald*, *hielt* etc., welches dem griech. δειδία etc., dem Vorläufer von δέδια, parallel steht). Ein ssk. *bha^era^esi* = ἔ-φερες, *bha^era^eti* = ἔ-φερε, *pa^eri* = περί, *a^epi* = ἐπί etc. darf also als gut bezeugt an-

Im Anlaut dagegen ist das Verhältniß gerade umgekehrt. Hier hat sich das aus *kv* (über *hv*) übrig gebliebene *v* im Griechischen zahlreich behauptet, während wir von *j* nur dürftige Spuren aufzuweisen haben. Wir werden die Spuren des in anderen Sprachen unversehrt erhaltenen *kv* (lat. *qu*) in dem griech. *ϕ*, das als Rest des dort verschollenen *kv* übrig blieb, an manchen Wortgebilden aufdecken, z. B. *ἐ-κάτερος* = *ϕεκάτερος*, beides aus *hve-*, welches sowohl *h* als *v* zurücklassen konnte, = lat. *-que* in *uter-que*, aber als Präfix, wie in dem althd. (*êo-*)*ka-wëdar*, wo *ka-* dem got. *ga-*, und dieses dem griech. *ἐ-* entspricht — gegen got. *hvathar-uh*, wo *-uh* = *-que*, wie im Lateinischen, als Suffix auftritt (worüber später das Genauere). Das ursprünglich gutturale *ϕ* konnte bei dem Vorrücken der Articulation sich zu dem palatalen *j* verschieben (vgl. oben *ξένφος* = *ξέννος*); es konnte sich aber auch retten, indem es Lippenspirant wurde wie unser *w* (von wo dann der letzte Schritt zum Labialismus führen konnte). Es war also ein haltbarer Laut als sein Zwillingsbruder *j*; denn dieses floss viel leichter mit dem (vorhergehenden oder folgenden) Vocal zusammen (*διά, ἱημι*), oder es glitt hinter Consonanten in den Stamm über (*ξέννος*), oder es assimilierte sich dem Consonanten (*ξέννος*), was denn schliesslich sein Verschwinden bedeutete (*ξένος*). Deshalb ist *j*, abgesehen von dem einzigen und darum kostbaren Reste in der kyprischen Schrift, gänzlich verschwunden wie in der Sprache so in der Schrift, während sich *ϕ* auch als Schriftzeichen noch lange, in den Dialekten bis zuletzt, behauptet hat.

Bekennen wir uns zu diesen Anschauungen, so werden dieselben uns in vielen Punkten, die bis jetzt im Dunkeln lagen, zu klarer Erkenntnis verhelfen. Wir sehen, wie in der Vocalspaltung und selbst schon in der Vocalsteigerung das *e, i* häufiger ist, als das *o, u*, und dies konnte zu der irrigen Folgerung führen, dass das *e, i* das ältere, das *o, u* das jüngere sei, sowie dass der *o*-Laut schwerer, als der *e*-Laut, also durch einen besonderen „Zulaut“ entstanden sei (Curtius G. E. S. 53). Aber die Spiranten waren zu gleicher Zeit und machten sich zu gleicher Zeit und in gleicher Weise geltend, nur der eine mehr und häufiger als der andere, weil er eben häufiger war, d. h. weil man schon früh die Er-

leichterung der Aussprache in der Verschiebung der Articulation gesucht hatte. Den Urlaut *kva* sahen wir im Griechischen (wie im Sanskrit) auf der ganzen Linie weichen, und auch *tva*, *dva* fanden wir im Pronomen und in dem Numerale der Zweizahl vielfach mit *tja*, *dja* vertauscht. Die Personal-Endungen zeigten uns fast durchgehends das geschliffene *tja*, *sja* trotz des *tva* (τῷ, σῷ) im Pronomen selbst, und von diesen beiden hat *sja* den Sieg davongetragen über *tja*, das *τ* hat sich nur der Unterscheidung wegen in gewissen Endungen behauptet. Wir wissen jetzt, warum *sja* oder das daraus gekürzte *s* fast so allgegenwärtig ist unter den Suffixen wie *ja* (Nom. -s, Gen. -as und -sja etc.) und warum „σ am häufigsten unter allen Consonanten beim Verbum erklingt“ (Curtius Vb. II 268), sodass wir für -za nur auf den dürftigen Rest des schwachen Perfects angewiesen sind, wo es auch nicht einmal ohne eine verbesserte Concurrenzform steht, warum ferner *πράττω* altertümlicher ist als *πράσσω*, *προτί* als *πρός* etc. Das -ziz der Multiplicativa (neben -jis in *δίζ*), wo wenigstens das vereinzelt ja wirklich auftretende -tiz (*ἄματις*, dial. = *ἄμακτις*, d. i. *ἄπαξ*, *αὐτίς* s. u. II) zu erwarten war, darf man füglich als ein Unicum in der griechischen Sprache betrachten. „In den Präpositionen des Sanskrit vernimmt man von Consonanten nur dentale und labiale (wie meist auch in den Elternnamen aller Völker der Fall zu sein pflegt), die primitivsten und einfachsten Laute“, sagt Pott (Et. F. I² S. 211); die „einfachsten“, ja wohl, aber die „primitivsten“? Darunter können wir uns nicht einmal etwas denken, erwidert Curtius (G. E. S. 483) mit Recht. Wer jetzt noch ein *τίς* für primitiver halten wollte als *kas* und *quis*, dem müssten wir sagen, dass er unsern Untersuchungen nicht gefolgt ist oder nicht hat folgen wollen.

Unter den Pronomina weisen die Demonstrativa in bemerkenswerter Übereinstimmung den *t*-Laut auf — aus dem einfachen Grunde, weil gerade diese Klasse der Pronomina am häufigsten gebraucht wird. Das hat zu dem vielfach citierten Satz Heyse's geführt: „Der Zungenlaut deutet auf ein ausserhalb des Subjectes Befindliches hin, die Zunge ist gleichsam der Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen“. So bestechend dies klingt und so viel Beifall es gefunden hat, es ist ganz verwerflich; es ist Philosophie, nicht Sprach-

rotzer *j* fest geworden war; das Präsens *δεῖδω* ist wohl vom Perf. *δεῖδια* nachgebildet.

Hier kommen wir zu *οὗτος*, das bis jetzt ein etymologisches Rätsel geblieben ist. Die Erklärungsversuche laufen seit Benfey (Gr. W. I 281) auf die Annahme eines dreifachen, ja wenn man das Nominativ-*s* dazu rechnet, vierfachen Pronominalstammes hinaus: *ὀ-v-to-ς* (= ssk. *sa + u + ta*). Dieser Auffassung scheint sich auch Curtius (G. E. 532), der sich nicht weiter auslässt über *οὗτος*, anzuschliessen. Das abgegriffene *ὀ*, *ῆ*, *τό*, welches bei Homer noch vollwertiges Demonstrativum ist, aber allmählich zum tonlosen Artikel hinabsinkt, musste früh unzureichend erscheinen für die deiktische Kraft, die das Pronomen forderte; es musste eine Verstärkung des flüchtigen Wörtchens gesucht werden, und diese fand sich am natürlichsten in dem Zusatz eines zweiten Pronominalstammes, wie auch *ὀ-δε*, *ῆ-δε*, *τό-δε* zeigt. Es ist derselbe Weg, den auch die anderen Sprachen betreten (vgl. unser dieser neben der, *hic* etc.). Dass also *οὗτος* eine Zusammensetzung mit *ὀ*, *ῆ* (dor. *ᾶ*), *τό* ist, ist klar. Wenn aber jenes *-u* im Sanskrit der zweite Teil dieser Zusammensetzung wäre, dem dann der Pronominalstamm *ta* als dritter folgte, dann müsste doch wohl dem *οὗτος* ein **oũ*, **aũ*, **toũ* vorausliegen, etwa wie ssk. *asâu*, „dieser“ und wie der gleichartigen Bildung *αὐτός* ein *aũ* vorausliegt (s. u. II). Das „unklare“ *ov* in *οὗτος* (G. Meyer Gr. Gr. S. 106) kann also, denke ich, nichts anderes sein, als der umgesetzte Schmarotzer, der ursprünglich dem zweiten Bestandteil *to-*, Grundf. *tva* anhaftete. Und dieses *to-* ist der Pronominalstamm in *τοῖος*, *τόσος* etc., er trifft mit dem *tva* der Personal-Endungen (S. 72) zusammen in dem allgemeinen *da* (vgl. *πρόσθα*, *προτί* neben den entsprechenden Personal-Endungen). So erscheint *οὗτος* in der That als eine uralte Verdoppelung des ursprünglichen Demonstrativums *ὀ*, *ῆ*, *τό*, d. h. als eine Combination der beiden Stämme *ὀ-* und *to-*, aus denen sich *ὀ*, *ῆ*, *τό* selbst mit seiner Declination aufbaut. Der erste Bestandteil tritt nur als (nicht declinierter) Stamm vor, (wie in unserem dieser, vgl. auch *ὀπότερος* etc. *ὅτις* neben *ὅστις*). Der Wechsel der beiden Stämme und mehr noch der umgesetzte Spirant haben dem Worte den angenehmen Klang gegeben. Nachdem wir die Umsetzung *tv*

im Anlaut zu $\pi\tau$ erkannt und $\varphi\acute{\epsilon}\nu\gamma\omega$ etc. durch Epenthese des gutturalen Schmarotzers haben entstehen sehen, kann $\omicron\tilde{\upsilon}\tau\omicron\varsigma$ (wo schon wegen der Anlehnung an $\acute{o}$ kein $\epsilon\upsilon$ hätte eintreten können) für uns keine Schwierigkeit mehr haben; aber auch wer in $\kappa\rho\acute{\epsilon}\iota\tau\tau\omega\nu$ den anderen Spiranten hinter dem τ sich umsetzen lässt (G. Meyer), braucht an dieser Erklärung des $\omicron\tilde{\upsilon}\tau\omicron\varsigma$ (an welcher auch die Grimm'sche Erklärung von got. $-uh$ = lat. $-que$ hängt s. u. II) keinen Anstoss zu nehmen.

Es sind im ganzen also, wenn wir alles Zweifelhafte ausschliessen, nur wenige Zeugnisse für die v -Epenthese im Griechischen, die wir mühsam zusammensuchen. Was ist der Grund dieser merkwürdigen Thatsache? Es kann kein anderer sein, als dass die mit dem Schmarotzer j behafteten Laute bei der Wortbildung viel umfangreichere Verwendung fanden, als die mit v behafteten, d. h. also: Suffixe aus den Grundformen kja und tja , denen sich das geschmeidige ja anschliesst, wurden ungleich zahlreicher gebildet und verwendet, als die schwerfälligen aus kva und tva . Und da v ursprünglich im hinteren Gaumen articulierte, wie es ja ursprünglich den Gaumenlauten anhaftet, j dagegen im vorderen Gaumen, so bedeutet die Bevorzugung des j — worauf bereits mehrfach hingedeutet worden ist — ein Vorrücken der Articulation aus der hinteren in die vordere Gaumenregion, was das wirksamste Mittel war, die Sprache zu erleichtern und zu verbessern. Diesem Zweck diente zunächst die Verschiebung von k zu t ; aber diese Verschiebung brachte nur dann die rechte Erleichterung, wenn die Verschiebung von v zu j damit verbunden war, d. h. also wenn tj , nicht tv an die Stelle von kv trat, oder auch, wenn k soweit vorrückte, dass der Schmarotzer ein j statt des ursprünglichen v wurde — was dann zur letzten Consequenz die völlige Erweichung des k (über h) bis zum Verschwinden des explosiven Anlautes hatte, wie sich dies in dem Universalsuffix $-ja$ vollzogen hat. Ein $-ja$ (aus kja) musste also, wenn es sich um Erleichterung und Verbesserung der Articulation handelte, ungleich zahlreicher zum Vorschein kommen, als $-va$ (aus kva). Stand somit verhältnismässig nur selten ein v im Suffix, so konnte auch nur selten eine v -Epenthese zum Vorschein kommen.

sondern eine Minderung des Vocalwertes der Wurzeln statt, es giebt keine gesteigerten Wurzeln, sondern nur Vollwurzeln ($\pi\epsilon\iota\theta$, $\delta\epsilon\iota\kappa$), aus denen die Minderwurzeln ($\pi\iota\theta$, $\delta\iota\kappa$) durch die bekannten Ursachen hervorgegangen sind. In dem Wechsel $\epsilon-o$, $\epsilon\iota-oi$, $\epsilon\nu-ov$ stehen die Vocale bzw. Diphthonge gleichwertig nebeneinander; $\epsilon\iota-oi$ und $\epsilon\nu-ov$ dürfen nicht länger als erste und zweite Steigerung des z und u unterschieden, o darf überhaupt nicht als Steigerung von ϵ bezeichnet werden (Schleicher Comp. S. 61). Dagegen benennt man den Wechsel $\epsilon-o$ ($i-u$) in der Tempusbildung passend „Ablaut“, und nur ihn: germanisch *steiga*, *staig*, *stigum* z. B. enthalten keinen Ablaut, wohl aber Steigerung d. h. die Vollwurzel und ihre Minderung in doppelter Gestalt. Die arische (indogermanische) Ursprache kann nur eine Steigerung gehabt haben, die zu i und u ai und au lautete; erst die zweite Bildungsschicht konnte den Unterschied $\hat{e}$, $\hat{o}$ — $\hat{ai}$, $\hat{au}$ bringen. Eine doppelte Steigerung neben einander in der Ursprache ist sowenig denkbar, wie die beiden germanischen Lautverschiebungen bei demselben Volksstamme und zu derselben Zeit. Das sind die Sätze, die sich aus unseren Untersuchungen ergeben; ich gebe sie unter dem beständigen Vorbehalt des Irrtums im einzelnen; im ganzen aber, glaube ich, ist dies der einzige Weg, der zur Lösung der schwierigen Probleme führt. Die ganze Verschiebung der Vocale hat ihren Ausgangspunkt genommen von den beiden Spiranten d. h. den ursprünglichen Schmarotzern, diese sind also berufen, den Geist zu bannen, der in der Vocalsteigerung umgeht; es ist derselbe Geist, der in der Vocalspaltung waltet, und dann auch in der Epenthese, zu der wir nunmehr zurückkehren.

Die Epenthese des v wird für das Griechische bestritten (G. Meyer Gr. Gr. S. 107). Allerdings sind der Fälle, in denen man sie zweifellos nachweisen kann, verschwindend wenige, und sie erscheinen wie vereinzelte, gelegentliche Versuche gegenüber der systematisch und bei ganzen Wortklassen durchgreifend zur Anwendung kommenden j -Epenthese. Wir sahen den Schmarotzer in der Gestalt des Vocals v aussen stehen in $\pi\alpha\chi\upsilon\varsigma$, $\epsilon\lambda\alpha\chi\upsilon\varsigma$ etc. wie im lat. *pinguis*, während j sich in $\psi\upsilon\chi\eta$, $\nu\eta\chi\omega$ etc. in den Wortkörper umsetzt und die Verlängerung des Vocals bewirkt. ὄλος , obwohl es G. Meyer (196) selbst aus $*\text{ὄλφος}$ leitet,

gehört wie *πουλύς* bei Curtius (G. E. 541) nicht hierher (s. u. III). Dagegen kann hom. *γοῦνα*, *δοῦρα* (aus *γόνφα*, *genua*, Verg. Aen. 12, 905 *genua*) hier in Betracht kommen, ebenso *νεῦρον* und *παῦρος* neben lat. *nervus*, *parvus* (vgl. auch *μοῦνος* neben *ξεῖνος*). Neben lat. *unguis* muss man *ὄνυχ-* (*ὄνυξ*) für eine Umstellung und *v* für eingeschoben halten (Curtius 322, vgl. u. *οὔνομα*); das Griechische zeigt, mit dem Lateinischen übereinstimmend, ursprüngliches *kv*, während die anderen Sprachen auf *kj* deuten (ssk. *nakhas*, *Nagel*) und deshalb auch kein *o*, *u* in dem Worte haben. Als eine solche Umstellung muss auch *ἐπίβδα*, der „Nachtag“, Tag nach dem Feste gelten, welches Curtius (575) sehr glücklich als *ἐπίδφα*, d. i. *ἐπιδιφα* deutet (vgl. kretisch *διά*, *dies*). Das ist der Weg, der zu *πτόλις*, *χθές* etc. führt, sodass es zu verwundern ist, dass den Meister der griechischen Etymologie dieser Fund nicht zur Erklärung jener *πτ*, *φθ*, *κτ*, *χθ* geführt hat. Von *ἐπίβδα* kommen wir zu *θεουδής*, d. i. *θεο-δφής* (s. o. S. 66). Wer hier *ἄδδεής*, *ἔδδεια* und besonders *ὑποδδείσας* daneben hält, der durfte **θεοδδής* erwarten. Wer aber (mit Aristarch) ein einfaches *δ* in den angeführten Wörtern schreiben will, dem steht *ἔτι δήν* (S. 66) zur Seite — nur dass dies zwei Wörter sind; aber er hat das gegen sich, dass die Verdoppelung der Explosiva für Explosiva mit Schmarotzer eine geläufige Schreibung im Inlaut ist, er dürfte also auch kein *ὅτι*, *ὅσος* etc. im Homer und den Dialekten, und im Gemeingriechischen kein *τέτταρες*, *τέσσαρες*, *ἵππος* mehr dulden. Ja wenn in den Dialekten vereinzelt die Consonantenverdoppelung sogar im Anlaut erscheint (*Ττῆνα* S. 14), so konnte man sogar auf ein *ἔτι δδῆν* gefasst sein. Zudem müsste dann auch in Fällen wie *ἄπέσσοντο*, *περισσαίνοντες* die Reduction eintreten. Das Merkwürdige ist, dass in *δήν*, *ἄδεής*, *ἔσσύμην* etc. der Schmarotzer noch wirksam ist, obwohl er in den Vocal aufgegangen oder durch Hilfsvocal von der Explosiva getrennt ist (vgl. *ἄδειής* Il. 7, 117, d. i. *ἄδειήης*). Was nun **θεο-δφής* veranlasst hat den anderen Weg zu gehen, das lässt sich wohl vermuten: der Schmarotzer schloss sich, wie wir auch sonst gesehen haben, dem *o* sympathisch an (vgl. *μοῦνος*). Ein *ὑπουδείσας* aber war schon darum nicht möglich, weil in *δεῖσαι* der andere Schma-

wissenschaft. In der Sprachentwicklung waltet kein höheres Gesetz, als das unbewusst wirkende Utilitätsprincip. Alle Lautsymbolik ist vom Übel, und die Sache ist dadurch nicht besser geworden, dass sich Männer wie Grimm, Pott, Wackernagel etc. mit ihr abgegeben haben. Selbst Scherer, der sich freilich seiner Gesellschaft nicht zu schämen braucht, beruft sich wieder auf den Heyse'schen Satz und weist auf die Thatsache hin, dass „die verschiedensten Sprachen der Erde wirklich in Verwendung der Linguales zur äusseren Demonstration übereinstimmen“ (S. 435). Ja gewiss stimmen sie überein, aber nicht weil die Zunge der Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen ist. Was hat der „Zeigefinger“ denn bei dem Interrogativum *τίς* oder bei dem bindenden *-τε* zu thun? und wo ist er in *ὅ*, was ja das ursprüngliche Demonstrativum im Griechischen war, und in lat. *hic* geblieben? warum hat ssk. *sa* (aus *sja* = *tja*) ihn aufgegeben? Das *k* (*qu*) im Anlaut der Pronomina konnte durchweg schwinden, wenn man es nicht, als man die drei Reihen der Pronomina (demonstr., relat., interrog.) begrifflich unterscheiden gelernt hatte, als willkommenes Mittel zur lautlichen Differenzierung festgehalten hätte. Wenn bei einem Teile der polynesischen Sprachen das *k* aus dem Lautvorrat geschwunden oder durch *t* ersetzt ist, was bedeutet dies? Die Articulation des reinen *k* erfordert eine grössere Energie, der man frühzeitig aus dem Wege zu gehen suchte. Denselben Grund hat es, wenn unter den über die ganze Erde verbreiteten Namen des Vaters und der Mutter (*papa*, *mama*, *tata*, *atta* etc.) der *k*-Laut nicht erscheint. Das beweist, wie früh man das Bequemere herauszufinden verstand.

Scherer (S. 356) sagt: „Im Pronomen kann [wir sagen: wird gestellt] neben die Reihe *atva*, *tva*, *ta*, *dha*, *da* die analoge Reihe *akva*, *kva*, *ka*, *gha*, *ga*, ja sogar neben *sa* mit Wechsel der Articulationsstelle *ja* [so nicht!] gestellt werden. Das bleibe indessen einstweilen nur eine aufgeworfene Frage, der man noch den Hinweis auf die physiologische Glaublichkeit eines *akva* aus *atva* [umgekehrt *atva* für *akva*] hinzufügen mag“. Dieser „aufgeworfenen Frage“ des geistreichen Pfadfinders haben wir angefangen fest ins Auge zu sehen und werden den beständigen Austausch des *kva* und *tva*, *kja* und *tja* und dann auch der

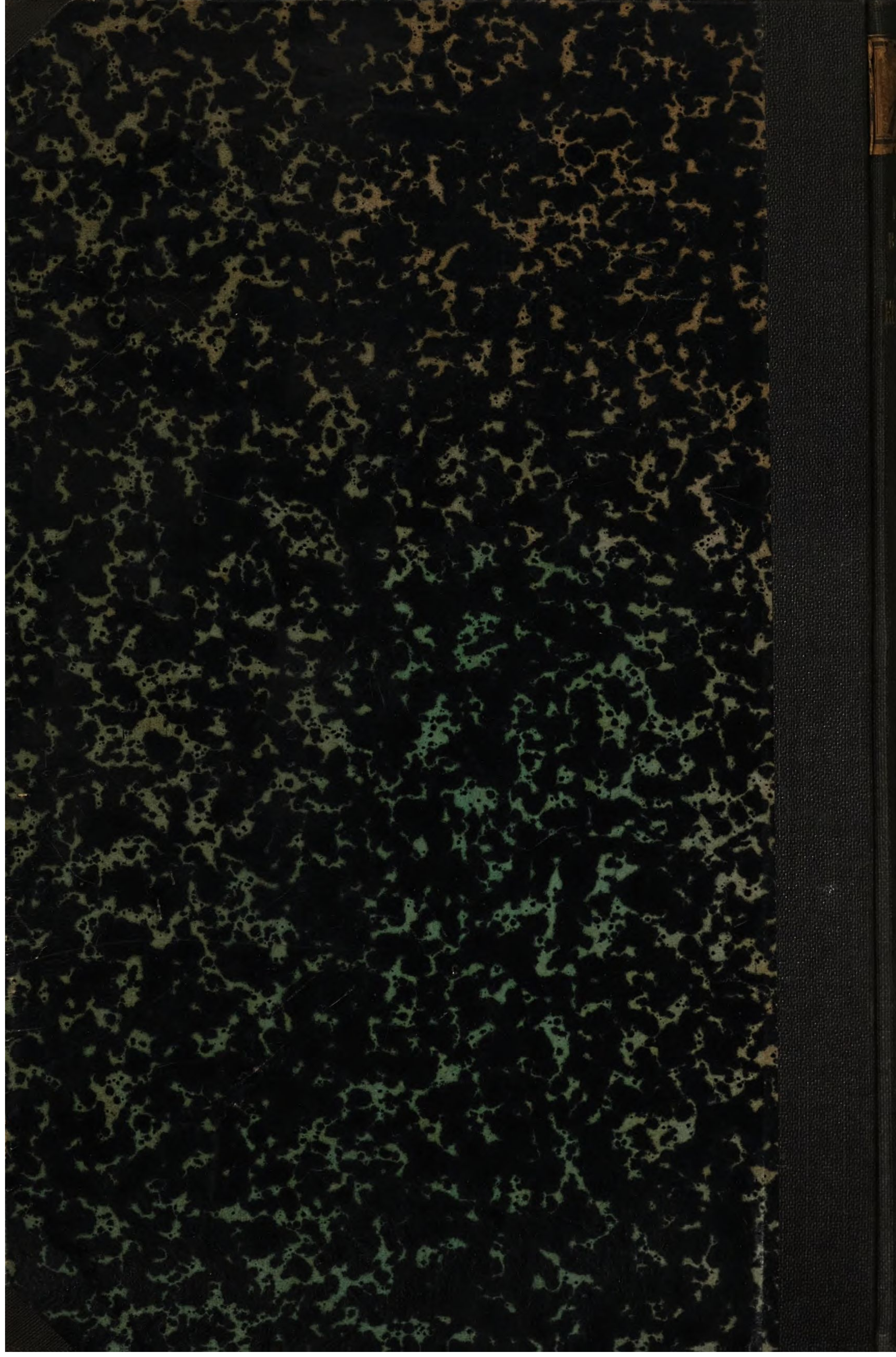
abgeleiteten Formen *hva* und *sva*, *hja* und *sja*, *hva* und *hja*, *sva* und *sja* an zahlreichen Beispielen, wie es zum teil schon geschehen, nachweisen. Bei diesen Verschiebungen, und ebenso bei der Vertauschung der Spiranten bildet den Angelpunkt, wie ich zum Schluss noch einmal in Erinnerung bringen will, eben die Verschiebung der mit dem Schmarotzer behafteten Laute k^* — t^* selbst, als deren bei dem Zerfließen der Explosiva übrig gebliebene Reste die Spiranten anzusehen sind, wo sie als selbständige Laute auftreten. Nur müssen wir uns von vornherein gegen die irrige Consequenz verwahren, als wenn an jeder Stelle beliebig ein *j* für ein *v* oder umgekehrt eintreten könnte. Es hat sich bereits gezeigt und wird sich immer deutlicher zeigen, dass und warum die lautliche Constellation den Weg entweder zu dem einen oder zu dem andern nimmt, und dass, wo sich beide berühren, auch zwei Wege zusammenlaufen.

S. 13 Z. 7 v. o. l.: — auseinander zu halten, zumal wenn, wie wir annehmen, die Explosiva noch in der Begleitung des Schmarotzers auftrat. Einem beträchtlichen Teile der polynesischen Sprachen ist das *k* ganz abhanden gekommen, d. h. es ist entweder zerflossen oder zu *t* verschoben (Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft II, 2 S. 5). Der Zufall . . .

S. 42 Z. 12 v. o. l.: und der Schmarotzer hat die Rolle . . .

S. 51 Z. 14 v. o. statt stets l. in der Regel (vgl. S. 91).

ALBERT BOSER
BUCHBINDE
MÜNCHEN.



Kuhl, Joseph,

Beiträge zur griechischen Etymologie

Bd.: I

1885 -

L.gr. 177 d-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11644259-1